Erinnerungen
aus meinem Berliner Amtsleben.

Vierter Band

der

„Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen"

von

D. Büchsel.

Dritte Auflage.

Nebst Bildniß des Verfassers.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1888.

Vorwort.

Von mehreren Seiten bin ich aufgefordert, zu den Erinnerungen eines Landgeistlichen von meinen Erfahrungen in Berlin zu schreiben. Dazu habe ich mich schwer entschlossen und ich zweifle sehr, daß es mir gelungen sein sollte, auch nur annähernd ein Bild von meinem Leben und meinen Erfahrungen zu entwerfen. Wenn die früheren Bände eine so nachsichtige Beurtheilung gefunden haben, so mag man mich entschuldigen, daß ich es wage, auch von meinen Arbeiten in Berlin ein Weniges zu berichten. Bin ich aus der Uckermark mit dem Gebete geschieden, daß der barmherzige Gott mir besonders die Unterlassungssünden in Gnaden vergeben wolle, ebenso bin ich auch hier mit diesem Gebete aus dem Amte geschieden. Reichlich habe ich erfahren, daß der Herr auch geringe Gaben und Kräfte zu seinem Dienste gebrauchen kann. Allen Mitgliedern der

Gemeinde danke ich für die viele Nachsicht und Geduld, die sie mir erwiesen haben, und bitte Gott, daß er manches Wort, das sie in der Matthäuskirche gehört haben, an ihrem Herzen und in ihrem Hause segnen wolle. Wenn man aus dem Amte scheidet, ist man klüger, als wenn man hineingeht, und erkennt die Fehler und Mißgriffe, die man so oft gemacht hat. So viel ich weiß, habe ich mit Niemand in Feindschaft gelebt, bin aber ein sehr reicher Mann geworden. Die Liebe, die ich reichlich erfahren habe und noch erfahre, ist der größte Gewinn, den man in seinem Alter hat.

Berufung nach Berlin.

Ganz unerwartet und auch mir sehr unglaublich wurde mir von einem Amtsbruder aus Berlin das Gerücht mitgetheilt, daß man beabsichtige, mich nach Berlin zu berufen. Eines Sonntags kam ich von den Filialen zurück und fand in meinem Hause den dankbar verehrten Professor Hengstenberg. Er war zum Besuch bei seinem Schwager, der etwa zwei Meilen weit von Brüssow wohnte. Der Gottesdienst ging sofort an, und Hengstenberg ging auch in die Kirche. Ich hatte niemals vor einem so gelehrten und in der christlichen Welt berühmten Manne gepredigt. Die Kirche war wie gewöhnlich sehr gefüllt, und bald vergaß ich auch, das kluge und beobachtende Gesicht des Gastes anzusehen. Die Nachmittagspredigt wurde wieder von dem Gaste besucht. Nach derselben wurde Kaffee getrunken. Der Professor war verwundert über den starken Kirchenbesuch und sprach über einzelne pastorale Fragen und über die Stellung des Pastors zur Gemeinde, äußerte sich auch befriedigt über

einzelne Aufsätze, die ich ihm als Redakteur der „Evangelischen Kirchenzeitung" eingereicht hatte, ging dann aber auf die Predigt und die Vorbereitung ein, und ich mußte bald merken, daß er sehr anzüglich wurde. Als ich ihm sagte, daß ich aus den Regeln der Homyletik wenig gelernt hätte, sondern es für die Hauptsache halte, daß der Pastor sich am besten für die Predigt vorbereite durch ernstliches Gebet für sich und die Gemeinde, daß er von dem Texte oder dem Evangelio besonders sich selbst strafen und trösten lasse und in die Liebe Jesu versenke, durch dessen Erbarmen ein armer Sünder könne selig werden, da sprach er, daß man auch sorgfältig auf die Form und Ordnung achten müsse; ich aber ließ mich dadurch von meiner Art und Weise nicht abwenden, und es blieb mir die Hauptsache, daß ich von der Gemeinde verstanden werde, und sie es mir abfühle, daß sie sich bekehren und treu in der Heiligung ihres Lebens wandeln müßte. Ich hatte auch erfahren, daß wirklich mehrere in der Gemeinde ernstlich darnach trachteten, selig zu werden. Vielleicht ist Hengstenberg die Veranlassung dazu gewesen, daß ich bald darauf eine Aufforderung erhielt, in Berlin eine Predigt zu halten. Ich besprach die Sache mit meinem Freunde, einem armen Schneider, und er entschied, ich solle hingehen, aber nicht anders predigen als hier. Ich wurde angewiesen, in der Dreifaltigkeitskirche zu predigen, und so mußte ich auf der Kanzel stehen, zu der ich oft mit Verehrung zu Schleiermacher hinauf geschaut hatte. Zuerst

war ich freilich befangen, denn die Leute, die vor mir saßen, sahen doch ganz anders aus, als meine lieben, alten, ehrlichen Uckermärker, und ich setzte daher in der Einleitung auseinander, daß gebildete und gelehrte Leute auch nicht anders könnten zum Frieden ihrer Seele kommen und selig werden, als allein durch den Herrn Jesum und sein Kreuz, und daß nur ein armer Sünder fähig sei, Gottes Wort recht zu verstehen. Ich versuchte die Frage zu beantworten: „Was muß ich thun, daß ich selig werde"; Buße, Glaube, Heiligung waren die Theile. Buße, um nicht in der Welt einen guten Namen zu haben, sondern die Sehnsucht nach dem Frieden Gottes; Glaube, nicht allein an Gottes Regiment, sondern an den Herrn Jesum und sein Blut zur Vergebung der Sünden. Ich hatte in der Kirche nur allein den Herrn Professor Hengstenberg erkannt, der mich sehr freundlich ansah. Nach beendigtem Gottesdienste ging ich in das Haus des Herrn Ministers v. Bodelschwingh, in dem die Tochter eines Pastors im Dienste stand. Sehr bald trat ein Herr in das Zimmer, der von einem Diener „Excellenz" angeredet wurde, so daß ich vermuthete, daß es der Herr Minister sei. Er sagte, er komme eben aus der Kirche und die Predigt habe ihm in mancher Hinsicht wohl gefallen; er erkundigte sich nach meiner Gemeinde, und die Bewegungen in derselben schienen ihm nicht unbekannt zu sein. Ohne sonst Jemand zu besuchen, auch nicht einmal den Herrn, der mich aufgefordert hatte, die Predigt zu halten, ging

ich nach dem Bahnhofe und war gegen Abend wieder zu Hause. Sehr bald versammelten sich im Pfarrhause mehrere Mitglieder der Gemeinde. Ich hatte dem Cantor eine Predigt von Couard gegeben, um sie in meiner Abwesenheit vorzulesen, und sie glaubten, daß in derselben die Lehre vom heil. Abendmahle überwiegend in reformirter Weise behandelt sei, und nannten sie eine „Unionspredigt“. Nachdem ich versucht hatte die Leute zu beruhigen, fragten sie, was ich in Berlin erlebt habe, und ich mußte ausführlich berichten. Besonders wollten sie wissen, was der König mit mir geredet habe, und wunderten sich, daß ich ihn nicht einmal gesehen hätte; auch wollten sie wissen, ob ich nicht habe versprechen müssen unionsmäßig zu predigen, was bei ihnen so viel hieß, als den Herrn Jesum verleugnen und Gottes Wort verdrehen. Sie konnten es kaum glauben, daß von der Union kein Mensch mit mir geredet habe.

Nach wenigen Wochen kam an mich die Frage, unterzeichnet von mehreren einflußreichen Männern, ob ich die Berufung zum Pastor an die neu erbaute St. Matthäi-Kirche anzunehmen bereit sei. Der verehrte Professor Hengstenberg schrieb zugleich sehr herzlich, ich solle bejahend antworten. Ich legte die Aufforderung beiseite und betete fleißig um Licht. Nach einigen Tagen kam ein liebenswürdiger Geheimer Rath und forderte eine bestimmte Erklärung, und ich gab die Antwort, daß ich kommen wolle, wenn ich ordnungsmäßig berufen würde und nicht behindert sei, zu predigen und

die Sakramente zu verwalten nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche und, wenn zu meinem Nachfolger hierher ein ehrlicher Lutheraner berufen werde. In den Tagen darauf überfiel mich eine große Bangigkeit, ob ich recht gethan habe. Nach den Verhältnissen hatte ich eigentlich keine Veranlassung, die Gemeinde zu verlassen und lebte mit derselben, auch mit dem Magistrat, im vollen Frieden, und wurde überall freundlichst begrüßt und empfangen. Die mir übertragene Verwaltung der Superintendentur war mir keine Last. Die Bewegung in der Gemeinde war fast ganz zur Ruhe gekommen. Die separirten Lutheraner waren fast alle nach Amerika ausgewandert, und die zurückgebliebenen besuchten fleißig die Kirche, nur die Agende konnten sie nicht sehen und erfüllte sie mit Mißtrauen. Wenn ich aber die Liturgie aus dem Gedächtnisse hielt und bei dem Abendmahle sagte: „Das ist der wahre Leib“ und im Gebet nicht anhob: „Unser Vater, der du bist im Himmel“, sondern „Vater unser“ — so blieben sie in der Kirche. Die zwei katholischen Familien kamen mir mit Vertrauen entgegen und fehlten nie in der Kirche, selbst die vier Juden besuchten die Betstunden, die jeden Mittwoch Abend gehalten wurden. Die beiden Filialdörfer, obgleich sie ganz nahe bei einander lagen, waren sehr verschieden. Das eine hatte sich ganz der lutherischen Separation zugewendet, und selbst der Küster kam nicht mehr in die Kirche. Das andere Dorf war von der Separation ganz unberührt geblieben, und war

eine ehrbare Gemeinde, die in Selbstgerechtigkeit und Zufriedenheit mit sich selber fortlebte. Der gottesfürchtige Patron war sehr geachtet und geehrt und hatte die Leute in Ruhe und Ordnung zusammengehalten. Meine äußern Verhältnisse waren zwar nicht gerade gut. Ich mußte an den Emeritus jährlich 450 Thaler abgeben und zwei Söhne in Stettin auf dem Gymnasium unterhalten; aber meine sparsame und anspruchslose Frau verstand es, ohne Klagen auszukommen, so daß wir eigentlich keine Noth hatten. Weshalb also sollte ich fortgehen? und noch dazu nach Berlin? wo nach meiner Vorstellung die Gottlosigkeit ihr freches Haupt erhebt. Dazu kam, daß ich keine feineren Umgangsformen kannte und in vornehmen Häusern leicht Anstoß geben konnte. Ueber Kunst und Wissenschaft konnte ich nicht mitreden. Die Frau Patronin im Filialdorfe war eine hochgebildete Dame aus Berlin. Einer der damaligen evangelischen Bischöfe besuchte das Haus öfters, und es war viel die Rede von älteren und neueren Kunstwerken, von Musik und Poesie. Ich mußte mir selbst sagen, daß ich davon nichts verstehe und nicht mitreden könne. Auch mußte ich besorgen, daß ich in Berliner Kreisen eine etwas auffällige Persönlichkeit sein würde. Jener Bischof war ein Mann, den ich mir aber auch nicht zum Vorbilde hätte nehmen mögen. Er hatte ein geziertes Wesen und sprach immer in salbungsvoller Weise, und wenn er auch gegen mich freundlich war, so schien es mir doch mehr eine Herablassung, als brüderliche Liebe zu sein. Der

Mann wollte offenbar mehr den Bischof zur Geltung bringen, als den Pastor, aber ein General-Superintendent oder Bischof, der nicht zugleich ein erfahrener und geübter Pastor ist, wird nicht im Segen wirken können. Ein Bischof muß besonders verstehen, in aufrichtiger Demuth zu bitten und zu ermahnen an Christi Statt.

Ein anderes Bedenken, das ich nicht zurückweisen konnte, war folgendes. Es kommt in der Amtsführung des Geistlichen besonders darauf an, daß er ein scharfes Auge hat und den alten Menschen mit seinen Lügen und seiner Verstellungskunst leicht erkennt und sich nicht von ihm betrügen läßt. Er kleidet sich gern mit Lappen und Lumpen der Tugend, bewegt sich in schönen Redensarten und bindet sich die Maske der Frömmigkeit vor sein Angesicht, daß der Fuchs aussieht wie ein Lamm. Bei den Bauern und Tagelöhnern hatte ich wohl den natürlichen Menschen einigermaßen kennen gelernt, obgleich auch diese Menschen oft viel klüger sind, als mancher glaubt. Wie aber der alte Mensch sich gebehrdet, wenn er mit einem Titel geschmückt wird, wohlgeboren oder gar hochwohlgeboren, gnädiger Herr oder gar Excellenz genannt wird, wußte ich nicht. Der Titel imponirt und ist doch eine offenbare Lüge. Besonders die Titel der Geistlichen: Hochehrwürden, Hochwürden sind für den demüthigen Pastor wie eine Satyre, zumal wenn er noch seinen Talar mit Orden schmücken soll. Ein Pastor, der nicht wirklich ein armer Sünder durch Gottes Gnade geworden ist, wird gewiß sehr leicht zum falschen Urtheil verleitet

werden, hat keine Geduld mit den Verirrten und Gefallenen, kann vielleicht mit hohen und schönen Worten doctrinär über die Köpfe weg predigen; aber anfassend und erbaulich reden kann nur der, der an seinem eigenen Herzen die Kraft des Evangeliums erfahren hat. Immer aufs Neue erwachte der Zweifel, ob ich mit meinen geringen Gaben und Fähigkeiten nach Berlin gehen dürfe.

In der Friedrichs-Vorstadt vor dem Potsdamer und Anhaltischen Thore war der Mangel einer Kirche von mehreren kirchlich gesinnten Männern lebhaft empfunden. Sie traten zusammen, um für diesen Stadttheil die Gründung einer eigenen Kirche und eines Pfarrsystems herbeizuführen. Der Geheime Rath von Könen übernahm den Vorsitz, und seinem Eifer und seiner unermüdlichen Thätigkeit, die vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckte, ist es gelungen, den Bau der Kirche zustande zu bringen. Die erste Aufgabe war, einen geeigneten Bauplatz zu finden. Der praktische Arzt Dr. Vetter besaß ein großes Grundstück zwischen der Thiergarten- und Grabenstraße und beabsichtigte eine Straße durch dieses Grundstück durchzulegen. Die Genehmigung dazu war ihm aber noch nicht ertheilt. Herr von Könen trat mit ihm in Unterhandlung und setzte es durch, daß er sich verpflichtete, einen Bauplatz zur Kirche und zum Pfarrhause unentgeltlich herzugeben, wenn ihm die allerhöchste Genehmigung zur Anlage einer Straße erwirkt würde. Der Ober-Baurath Stüler entwarf den Plan zum Bau der Kirche zugleich mit einem

Kostenanschlage, und Herr von Könen wandte sich an den edlen König mit der Bitte, die projectirte Straße und den angebotenen Bauplatz zur Kirche zu genehmigen. Des Königs Majestät hatte die Gnade, darauf sofort einzugehen, bewilligte auch eine Collecte zur Förderung der Sache in der ganzen Stadt. Das Consistorium erreichte, daß der König das Patronat übernahm und auch den Patronatsbeitrag gewährte. Dem Ober-Baurath Stüler wurde die Leitung des Baues übertragen, die Ausführung jedoch dem Verein überlassen. Das Consistorium übernahm die Verhandlungen wegen Abzweigung dieses Stadttheils von der großen Dreifaltigkeits-Parochie, zu der er bis dahin gehörte, was nicht ohne Schwierigkeiten zu erreichen war. Der König war mit dem Bauplane der Kirche einverstanden und befahl nur, daß der Symmetrie wegen neben der Altarnische nicht allein die Sakristei, sondern auf der andern Seite eine Taufkapelle gebaut werde. Nachdem nun auch von der Polizei kein Bedenken erhoben war, wurde der Bau der Kirche begonnen, so daß noch in dem Jahre 1844 der Bau unter Dach gebracht war. Wegen der Uebernahme des von Vetter geschenkten Grundstückes war mit dem Herrn von Könen ein gerichtlicher Vertrag abgeschlossen, so daß ihm das Grundstück gehörte. Er verpflichtete sich jedoch, es der künftigen, zu constituirenden Gemeinde zu übergeben. Es kam jetzt nur darauf an, die nöthigen Baugelder zu beschaffen. Der Bauverein hatte unter sich gesammelt. Der Anschlag zum Bau der Kirche war

von dem Herrn Stüler auf 42000 Thlr. berechnet. Der Patronatsbeitrag war berechnet auf 18784 Thlr., so daß noch durch freiwillige Beiträge 23000 Thlr. zu beschaffen waren. Da aber die Collecte und freiwilligen Gaben nicht ausreichten, so wurde abermals die Gnade des Königs angerufen, der auch einen bedeutenden Zuschuß bewilligte, so daß nunmehr an die Berufung des Geistlichen gedacht werden konnte. Weil der größte Theil der Einwohner der neuen Parochie bisher der Dreifaltigkeitskirche angehört hatte, so verstand es sich von selbst, daß das Bekenntniß von St. Matthäus wie dort bleibe. Die Dreifaltigkeitskirche bestand zum Theil aus Reformirten und zum Theil aus Lutheranern, daher waren auch zwei Geistliche angestellt: der Eine für die Reformirten, der Andere für die Lutherischen, die miteinander alternirend Vor- und Nachmittags den Gottesdienst abhielten. Da bei der neuen Kirche nur ein Geistlicher angestellt werden konnte, so beschlossen die Herrn Repräsentanten sehr vernünftig, daß ein Geistlicher gewählt werden müsse, der entschieden dem einen oder dem andern Bekenntnisse angehöre, da kein Mensch zwei verschiedene Bekenntnisse haben könne. Ich hatte bereits erklärt, daß ich nur auf Grund und gemäß der Augsburgischen Confession, und zwar der Invariata, predigen und die Sacramente verwalten könne, und es hat mich daran Niemand gehindert. Hengstenberg ermahnte mich, darauf nicht weiter einzugehen; ich hörte jedoch, daß der Ober-Kirchenrath Bedenken dagegen erhoben habe, weil dadurch

verhindert sei, daß ein Geistlicher könne berufen werden, der auf dem Consensus reformirten und lutherischen Bekenntnisses stehe; mir ist aber davon nichts gesagt worden. Von dem Gehalte und von der Wohnung war keine Rede, und ich hatte im Gehorsam gegen meinen Vater auch nicht danach gefragt. Als ich nämlich zum Hülfsprediger berufen und ordinirt worden war, hielt mein lieber Vater es für nöthig, mich, ich möchte sagen, noch einmal zu ordiniren. Zuerst ermahnte er mich sehr nachdrücklich und ernstlich, nicht vom Bekenntnisse der lutherischen Kirche abzuweichen, und dann fügte er hinzu: 1) Frage nicht nach dem Gehalt, sei zufrieden mit dem, was Dir gegeben wird und richte Dich darnach ein. 2) Sei zufrieden mit der Wohnung. 3) Frage nicht kluge Menschen um Rath, sondern folge dem, was Dein Gewissen Dir gebietet, und was zum Frieden der Gemeinde dient. 4) Trachte nicht nach dem Lobe der Menschen und sei nicht empfindlich, wenn Dich die Leute tadeln. 5) Gehe und lebe nicht müßig. Arbeit erhält den Leib gesund. 6) Klage nicht über zuviel Arbeit und denke nicht immer gleich an Erholung.

Dergleichen Punkte waren es zehn, die er mir dictirte, damit ich sie nicht sollte vergessen.

Von dem Könige war der Parochie der Name St. Matthäus gegeben. Auf meine Bitte hatte das Consistorium angeordnet, daß ich Brüssow nicht eher verlassen dürfte, bis mein Nachfolger ernannt sei, und ich ihm die Gemeinde und das Amt übergeben habe. Als

das geschehen war, mußte ich mich nun ernstlich rüsten zum Abschiede aus dem Amte, in dem ich Gottes Gnade und Durchhülfe so reichlich erfahren hatte.

Der Präsident des Consistoriums Herr Hegel hat zum Kirchweihfest des 25jährigen Bestehens der Matthäuskirche eine kleine Schrift verfaßt, in der in eingehender Weise erzählt ist, wie die Kirche entstanden ist und sich entwickelt hat. Man muß sich wundern über die Zähigkeit und Energie, mit der v. Könen alle Hindernisse überwunden hat. Wenn auch für die Wahl des Geistlichen noch andere Vorschläge vorlagen, so ließ er sich doch nicht von meiner Berufung abwenden, obgleich ihm meine Persönlichkeit und meine Richtung zuerst mögen wenig sympathisch gewesen sein. Ich bleibe ihm aber recht von Herzen dankbar für seine Liebe und sein Vertrauen, das er mir in den langen Jahren reichlich erwiesen hat. Ich habe zu ihm mich immer gestellt wie ein Pastor zu seinem Patron.

Ausgang und Eingang.

Zur letzten Morgenandacht in Brüssow hatte ich das 25. Capitel des Evangeliums Matthäi gewählt, das vom Gericht handelt und mit den Worten schließt: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan." — Es ist doch merkwürdig, daß gerade die Unterlassungssünden es sind, die den Menschen zur Verdammniß bringen, während wir sonst sehr geneigt sind, uns über diese am wenigsten zu beunruhigen. Aber gerade bei dem Ausscheiden aus der bisherigen Thätigkeit waren es besonders die Unterlassungssünden, für die ich um Vergebung zu bitten hatte. Um den Umzug zu erleichtern, war eine Auction angesetzt worden. Pferde, Kühe und die Möbel des Hauses wurden zum Verkauf gestellt und sehr reichlich bezahlt. Am Sonntage hatte ich in der Stadt und den beiden Filialkirchen die letzte Predigt gehalten, meinen Nachfolger in das Amt eingeführt und ihm die Gemeinden ans Herz gelegt. Von vielen hatte ich in den Häusern Abschied genommen und zuletzt noch

mit ihnen gebetet. Die wenigen Bücher, die ich besaß, und die Wäsche waren eingepackt, und nur etliche andere Stücke, die durch Erinnerungen besonders uns lieb waren, wurden mitgenommen. Der Wagen war vorgefahren, und nachdem ich mit meiner Frau noch einmal durch alle Räume des Hauses gegangen war, gingen wir in die nahe Kirche, knieten vor dem Altare nieder und versenkten uns in die Barmherzigkeit Gottes. Vor dem Hause waren die Schulkinder und viele Gemeindeglieder versammelt und sangen, während wir mit unsern Kindern in den Wagen stiegen: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. und nun ging es fort. Wir saßen still, und auch die Kinder sprachen nicht, sondern sahen wohl, daß wir die Hände gefaltet hatten und horchten auf den Gesang: „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." Von einer Höhe, über die der Weg führte, konnte ich auch noch den Thurm sehen von dem Dorfe, in dem ich geboren bin, wo mein Vater, meine Mutter und zwei unserer Kinder begraben sind, wo ich zehn Jahre lang nach dem Tode des Vaters das Amt verwaltet hatte. Rückwärts kann ein Mensch sehen, aber was sieht er hinter sich? Unterlassungssünden und Begehungssünden. Den Blick in die Zukunft hat uns die Gnade Gottes versagt. Die Verheißungen Gottes sind aber wie die Sterne, die den dunkeln Himmel erhellen. Wer jedoch auf seinem Lebenswege den guten Hirten erkannt hat, der kann auch mit dem Psalmisten

singen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat" — und weiß, daß seine Güte und Barmherzigkeit ihn weiter begleiten werden. Die schönsten Erinnerungen sind doch immer die, in denen wir erfahren, daß der Herr in den Dingen des äußeren Lebens seine erziehende Hand an unsere Seele legt, daß wir wachsen in der Treue und im Glauben an seine Liebe. In Angermünde, wo eine Schwester von mir wohnte, ließen wir die Kinder zurück, weil wir nicht wußten, wo wir in Berlin ein Unterkommen finden würden. Vom Bahnhofe aus fuhren wir in einer Droschke nach der neuen Kirche und suchten in der Nähe eine Wohnung, die wir auch endlich in der Linksstraße fanden. Das Haus war freilich im Bau noch nicht ganz vollendet und von den Gerüsten umgeben. Für andere Wohnungen wurde aber ein so hoher Preis gefordert, daß ich nicht glaubte, sie wählen zu dürfen, weil ich nicht wußte, wie hoch meine Einkünfte sein würden; wir brachten die erste Nacht in den leeren vier Wänden zu. So herzlich und beweglich der Abschied aus der Uckermark war, so kalt war der Empfang in Berlin, kein Mensch fragte nach uns und bekümmerte sich um uns. — Am andern Tage meldete ich mich bei dem Herrn Geheimen Rath von Könen, fragte nun auch nach dem Gehalte, das ich erhalten sollte und erfuhr, daß mir zunächst nur 500 Thlr. konnten zugesagt werden, wenn aber die Einnahmen der Kirchenkasse es zuließen, so solle es auf 1000 Thlr. erhöhet werden; da ich jedoch

die Miethe für die Wohnung mit 304 Thlr. zahlen mußte, so war gar nicht abzusehen, wie ich mit den fünf Kindern leben sollte. Mein Freund Kober machte mir Vorwürfe, daß ich nicht zuvor nach dem Gehalte gefragt hätte, zumal da ich in den früheren Verhältnissen habe ohne Sorgen leben können. Geld hatte ich mitgebracht aus den Ersparnissen in Brüssow, aus dem Ertrage der Auction, und Herr von Könen sprach auch mit ganzer Zuversicht und fester Ueberzeugung sich dahin aus, daß die neue Kirche reichliche Einkünfte haben werde. Von meinem seligen Vater hatte ich oft sehr harte und bittere Urtheile gehört über die Pastoren, welche immer nach Stellen trachten, die ein höheres Gehalt gewähren, die er Stellenjäger oder auch Lohndiener nannte. Zu einer Versammlung des Baucomitees wurde ich eingeladen. Lauter liebenswürdige und vortreffliche Herren, die mir viel Vertrauen einflößten, und ich muß ehrlich gestehen, daß ich keine Noth gehabt habe. Es war bekannt geworden, daß ich so überaus geringe Einkünfte hätte, und ohne den Namen zu nennen, wurden mir reichliche Gaben zugeschickt.

Am Sonntage darauf wurde die Einweihung der Kirche durch den Bischof Neander vollzogen. Die Herren von dem Bau-Comitee standen mit mir vor der Kirchthüre. Sehr imponirend war mir die Erscheinung des wahrhaft edlen Königs Friedrich Wilhelm IV. und seiner Gemahlin. Herr von Könen überreichte den vergoldeten Schlüssel dem hohen Herrn, der in sehr hold-

seliger Weise grüßte. Majestät übergab mir den Schlüssel mit dem Befehl, die Kirche zu öffnen und, indem er die Hand auf die Bibel legte, die ich in den Händen hatte, fügte er hinzu: „Das ist der rechte Schlüssel, der allein die Herzen der Gemeinde öffnen kann, damit Jesus Christus seinen Einzug halte.“ Nach der Einweihung der Kirche wurde ich von dem Bischof in mein Amt eingeführt, und ich entsinne mich nur noch, daß ich sehr ermahnt wurde, die Gemeinde nicht aufzuregen und die Ruhe zu pflegen. Er hatte mich offenbar im Verdacht, daß ich in meiner früheren Gemeinde die Leute sehr beunruhigt habe. Ich aber bat Gott den Herrn, daß er möge Gnade geben, etliche Schlafende aufzuwecken, und daß auch die gleichgültigen Seelen anfangen möchten, nach der Seelen Seligkeit zu trachten. Die Antrittspredigt hielt ich über Römer 1, 16. „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht;“ — und predigte mir selbst Muth und Trost ins Herz. In den folgenden Tagen meldeten sich Mehrere, um feste Sitzplätze in der Kirche zu erwerben. Die jährliche Miethe betrug zwei Thaler, und es wurde ein blankes Schild auf dem Platze befestigt mit dem Namen des Besitzers. Die Armen mußten auf den hinteren Bänken sitzen oder in den Gängen stehen. Erst nach der Liturgie wurden alle Bänke aufgeschlossen und es geschah oft, daß die später kommenden Besitzer von denen, die inzwischen ihre Plätze eingenommen hatten, verlangten, sie wieder zu verlassen, wodurch unangenehme Begegnungen und Störungen entstanden. Da die Kirche

sehr bald stark besucht wurde, so fing ich an, auch des Nachmittags zu predigen, und die Herren des Vorstandes gaben nach, daß des Nachmittags die Bänke nicht durften verschlossen werden, sondern daß Jeder sich hinsetzen konnte, wohin er wollte. Auch dieser Gottesdienst wurde sehr reichlich besucht, nicht allein von geringen Leuten, sondern auch von vornehmen Personen, die erst um fünf oder sechs Uhr zu Mittag speisten. Später wurde unter Beihülfe des Geheimraths Schede ein Vespergottesdienst mit Gesang, Schriftvorlesung, Ansprache und Gebet eingerichtet. Zuerst meinten Einige, daß das eine katholische Weise sei, beruhigten sich aber sehr bald und fanden besonders Wohlgefallen an dem Gesange des gesammelten Chores, der aus Jungfrauen und Jünglingen der Gemeinde sich zusammensetzte und unter Leitung der tüchtigen Organisten, erst Wendel, dann Kawerau, die alten Choral-Melodien sehr erbaulich vortrug.

Ueberrascht war ich, meinen Namen auch in einer Zeitung zu lesen; die Veranlassung dazu war folgende. Eines Abends war ich mit meiner Frau und zwei Kindern in ein Gasthaus in der Bellevue-Straße, um Abendbrot zu genießen, gegangen. Wir saßen allein an einem kleinen Tischchen, und ich hielt nach unserer Gewohnheit das Tischgebet, was den übrigen Gästen mag auffällig gewesen sein; der Kellner aber stand so lange still und hörte zu. Nach dem Essen kam er wieder und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Der junge Mann war kein Berliner, sondern aus der Provinz und hatte, wie

er sagte, brave Eltern. Ich redete mit ihm von den Versuchungen und Gefahren, denen er in seinem Stande ausgesetzt sei, faßte ihn bei der Hand, ah ihm in die Augen und bat ihn zu wachen und zu beten, damit er nicht in Schande und Sünden falle und seinen Eltern Kummer und Gram mache. Ich forderte ihn auf, mich zu besuchen, was er auch wiederholentlich gethan hat. Bald darauf stand diese einfache Geschichte in einer Zeitung. Ich hatte wohl bemerkt, daß mehrere von den Gästen herantraten und zuhörten, was ich mit dem Kellner redete. Die Zeitung wurde mir zugeschickt, in der die Sache sehr entstellt erzählt und von dem neuen Pastor an St. Matthäus gesagt wurde, er belästige die Leute auch im Wirthshause mit Bekehrungsversuchen; selbst Herr von Könen machte mir deshalb Vorhaltungen, ohne mein Benehmen geradezu zu mißbilligen, er ermahnte mich nur zur Vorsicht, um alles Auffällige zu vermeiden.

Bald nach der Einführung wurde ich zur königlichen Tafel geladen. Weil ich aber bereits zu derselben Stunde zu einer Amtshandlung bestellt war, so bat ich, mich zu entschuldigen. Herr von Könen, der auch geladen war und hinging, kam am Abend zu mir und belehrte mich, daß man zur königl. Tafel nicht geladen, sondern befohlen werde; als ich aber am folgenden Tage wieder befohlen wurde, suchte ich mich so gut als möglich zu entschuldigen. Der König war überaus gnädig und sagte: „Gottesdienst geht vor Herrendienst.“

Im Ganzen wurde ich von den Herren des Bau-

Comités sehr freundlich und gütig behandelt, aber einmal sprach sich einer der Herren darüber mißbilligend aus, daß auf der Kanzel der Teufel oft erwähnt und genannt werde. Die Matthäusgemeinde bestehe aus gebildeten Personen, und der Glaube an die Existenz des Teufels sei ein finsterer Aberglaube.

Mein früherer Patron, ein gewesener Major, der regelmäßig die Kirche besuchte und doch auch wohl zu den Gebildeten zu rechnen war, hatte verlangt, daß die Gemeinde viel und oft sollte gewarnt werden vor des Teufels List, der Macht habe, durch die Phantasie unreine Gedanken in das Herz des Menschen zu werfen und Leidenschaften und Begierden zu erwecken. Als das damals s. g. neue Berliner Gesangbuch erschienen war und den Gemeinden zur Anschaffung empfohlen werden sollte, trat der Herr Major an den Altar und erklärte sich bereit, der Gemeinde 300 Exemplare zu schenken, er behalte sich aber die Prüfung vor, ob das Buch wirklich gut sei, und ich mußte ihm das Exemplar des Gesangbuchs, das mir zugeschickt war, übergeben. Am folgenden Sonntage trat er wieder an den Altar, wie er das oft that, wenn ihm etwas in der Predigt oder in der Gemeinde aufgefallen war und erklärte, man habe gefunden, daß in dem neuen Gesangbuche der Name des Teufels möglichst vermieden sei. Wo aber nicht mehr die Feindschaft und Wachsamkeit gegen den Teufel gepflegt werde, sei es auch ungewiß, ob der volle und ganze Glaube an den Herrn Jesum und seine wahrhaftige Gottheit, der uns von des

Teufels Macht und List erlöst habe, vorhanden sei. Er rühmte besonders Luther, der siegreich mit dem Teufel gekämpft habe. Der alte Patron war aber, wenn er auch mancherlei Sonderlichkeiten an sich hatte, ein frommer Herr, der im Gebete lebte. Er zog seine Offerte, 300 Exemplare zu schenken, zurück und verbat sich bestimmt den Gebrauch des Berliner Gesangbuchs in seiner Gemeinde: „wir bleiben bei dem alten Porst."

Auch hier im Comité fand ich Beistand. Ein zu demselben gehöriger General mit Namen von Diest stand auf und sprach sich sehr entschieden dahin aus, daß man mir nicht solle Vorschriften machen über das was ich zu predigen habe; ich sei verpflichtet, Gottes Wort lauter und rein zu predigen, nicht wie es den Menschen gefalle, sondern wie es in der heiligen Schrift geschrieben steht; ich dankte dem General herzlich, daß er mich in Schutz nahm. Es wurde von den Herren des Vorstandes nach längerer Debatte beschlossen, daß in der Matthäuskirche nur immer solche Lieder sollten gesungen werden, die sowohl im Porstschen als im Berliner Gesangbuch stünden. Beider Gesangbücher Nummern sollten auf der Liedertafel angesteckt werden. Die s. g. Sakristei wurde zum Eingang in die Kirche benutzt. Für den Geistlichen blieb nur ein kleiner Winkel übrig, in dem er ungestört allein sein konnte. Der sonstige Raum war gewöhnlich von allerlei Menschen gefüllt, die nicht mehr Platz in der Kirche finden konnten. Hier in der Sakristei trafen sich einst zwei Arbeiter. Der

eine fragte den andern, ob er auch ein Entreebillet gelöst habe; ohne das komme er nicht hinein. Der erste antwortete: „es ist zu toll, daß man für das Geschwätz Geld geben soll“ und mit einem sehr kräftigen Fluch fügte er hinzu: „ich gehe sonst gar nicht in die Kirche, und nun ich einmal will und mich an frühere Zeiten erinnern möchte, kann ich nicht einmal hinein.“ Das Gespräch wurde so laut geführt, daß ich es auch mit anhören mußte. Ich trat an den Mann heran und fragte ihn nach seinem Namen, als ich aber auch nach seiner Wohnung fragte, wurde er bedenklich und antwortete: „Das geht keinen Menschen was an, bei mir ist nichts zu holen; ich bin ein armer Mann, der nichts hat, ich habe nur sechs Kinder, die nach Brot verlangen.“ Ich gab ihm vier Groschen und bat ihn, dafür ein Brot zu kaufen und den Kindern mitzubringen. Er war sehr verwundert und gab nun auch seine Wohnung an, in der Prenzlauer Straße, und als ich weiter fragte, wann er wohl zu Hause zu treffen sein möchte, antwortete er, daß er in einer Fabrik des Nachts die Maschine heizen müsse und manchmal einen Tag frei sei. Als ich am Dienstag darauf den weiten Weg nach der Prenzlauer Straße machte, um ihn zu besuchen, traf ich ihn zu Hause, er war beschäftigt, hölzerne Pantoffeln für die Kinder zu machen. Die Wohnung war nicht unordentlich, und die Frau, die freilich sehr verwundert war, mich zu sehen, machte auf mich einen guten Eindruck und erzählte, der Mann gehe selten in das Wirthshaus.

Ich setzte mich nieder und es kam zu einer längeren Unterredung, über Behandlung der Kinder, über eheliche Verhältnisse, über Besuch des Wirthshauses, über Kirchengehen, Fluchen u. dgl. Der Mann begleitete mich bis auf die Straße, bedankte sich für den Besuch und die geringen Gaben, die ich den Kindern mitgebracht hatte. Der weite Weg war mir nicht leid; ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der armen Familie sehr wohl könne geholfen werden, wenn es möglich wäre, sie öfters zu besuchen.

Rühmen muß ich, daß hier in Berlin für die Schulen sehr viel gethan wird. Stattliche und schöne Schulhäuser werden reichlich gebaut, aber für die Kirche so groß auch das Bedürfnis ist, geschieht sehr wenig.

Die kirchlichen Zustände in Berlin.

In den ersten Wochen lebte ich sehr still und zurückgezogen und hatte wenig Verkehr. Der erste Mann, der mir freundlich entgegen kam und mir am Tage meiner Einführung die Hand reichte, war der damalige Geheime Rath von Manteuffel, der mich auch einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen, ernst und fest in seinem ganzen Wesen. Er wohnte Unter den Linden, besuchte regelmäßig die Kirche, und als die Revolution ausbrach, wurde er in das Ministerium berufen. Er war es, der einigermaßen wieder die Ordnung in der Stadt herstellte und die Ueberzeugung aussprach, daß die Revolution eine Folge sei der Gottlosigkeit, und daß die Autorität der weltlichen Obrigkeit nur da festen Grund habe, wo die Autorität der Kirche bestehe. Er hatte die schrecklichen Tage des Jahres 1848 vorausgesehen. Sehr gern ging ich zu dem Professor Hengstenberg, der viel geschmäht, verleumdet und verhöhnt wurde, aber in seinem Hause ein fröhliches Leben führte; der Spott und Widerspruch, mit dem man ihn beehrte, bestärkte

mich in dem Glauben, daß der Mann wohl werde auf richtigem Wege sein. Auf seinen Rath besuchte ich den alten Goßner. Seine erste Frage war, ob ich durch Gottes Gnade wirklich ein armer Sünder sei, der durch des Herrn Jesu Blut gerne wolle selig werden; er fügte hinzu, es sei schwer, daß ein Pastor selig werde, und ganz besonders in Berlin. Weil er gehört hatte, daß die Matthäuskirche stark besucht werde, sagte er: „Desto größer ist Deine Verantwortung, freue Dich nicht darüber, sondern das laß Deine Freude sein, daß Dein Name im Himmel angeschrieben ist.“ Es war mir fast räthselhaft, wie es ihm möglich gewesen sei, die Mission in Ostindien unter den Kohls und das Elisabeth-Krankenhaus zu gründen; ich merkte aber bald, daß er nicht gerne davon sprach, sondern nur sagte: ich habe einen sehr reichen Herrn, der mir das nöthige Geld giebt, er hat befohlen, daß den Heiden das Evangelium soll gepredigt werden und daß die Armen und Kranken gepflegt werden sollen. Gern ging ich des Montags in die Bethlehemskirche, wo er angeblich die Predigt vom vorigen Sonntage wiederholte. Einmal war ich auch in der Kirche. Plötzlich rief er mich beim Namen und sagte: „er kann nun herkommen auf die Kanzel und weiter predigen, in der Sakristei kann er sich meinen Talar anziehen;“ und damit verließ er die Kanzel, indem er noch dem Organisten zurief, er solle inzwischen noch einen Vers singen lassen. Ich war sehr erschrocken, that aber gehorsam wie er verlangt hatte, und als ich

von der Kanzel kam, war er noch in der Sakristei, reichte mir die Hand und sagte: „Das hast Du gut gemacht.“ Einige Male fand ich ihn, wie er vor seinem Tische kniete, auf dem der Kelch und die Patene standen. Ich glaube, daß er die stille Messe hielt, die er als ehem. katholischer Geistlicher zu halten gewohnt gewesen war. Er war witzig und sarkastisch, besonders wenn er über ungläubige Pastoren sprach; auch über das Kirchenregiment spottete er oft. Der König fand bei ihm Anerkennung und er ermahnte zum Gebet für ihn, der innerlich an das Evangelium glaube, dem es aber an Energie fehle. Goßner hatte in der Hirschelstraße einige Stuben gemiethet, in denen mehrere kranke Frauen durch fromme Frauen gepflegt wurden. Der König wollte sich die Sache ansehen, war sehr erfreut und forderte Goßner auf, sich eine Gnade auszubitten. Er aber legte die Hand auf des Königs Brust und sagte: „Ich flehe zu Gott, daß Eure Majestät möge selig werden.“ Ich glaube, daß damals wohl in dem Könige der Gedanke entstand, Bethanien zu bauen, und unter allen Dingen, die der König unternommen hat, ist ihm Bethanien am besten gelungen und wird immer ein Zeugniß bleiben von der Liebe des wahrhaft edlen Königs zu den Armen und Elenden im Volke. Bald darauf schenkte er Goßner das schöne Grundstück in der Lützower-Weg-Straße, auf dem jetzt das Elisabeth-Krankenhaus steht, das sich unter dem Segen Gottes so herrlich entwickelt hat.

Von den Berliner Geistlichen besuchte mich zunächst

nur Kober, der erste Geistliche an der Dreifaltigkeitskirche, und führte mich auch ein in ein exegetisches Kränzchen, in dem das neue Testament gelesen und erklärt wurde. Es gehörten dazu: Fournier, Bachmann, Couard, Bräunig und einige Andere, die jeden Montag Abend zusammenkamen. Der Consistorialrath Fournier leitete im Wesentlichen die Verhandlungen, Couard vertrat überwiegend die reformirte Auffassung; im Ganzen aber waren Alle einig in der Anerkennung, daß Gottes Wort die alleinige Grundlage der Kirche und der Predigt sein müsse. Von der Union war wenig die Rede. Ich hätte gerne gehört von der Arbeit in den Gemeinden, von den Erfolgen der Predigt, erfuhr aber wenig, besuchte jedoch das Kränzchen regelmäßig wegen der Einigkeit im Bekenntniß und der brüderlichen Liebe.

Andere Pastoren gehörten der kirchlich liberalen Richtung an, besonders Sydow und Jonas, die die Vorläufer des jetzigen Protestanten-Vereins sind.

In der Matthäuskirche sah ich oft berühmte Männer, wie v. Savigny, Stahl, v. Manteuffel, v. Bodelschwingh, die Grafen v. Voß, v. Arnim, v. Redern. Ich mußte mich überzeugen, daß es unter den vornehmen Leuten an christlichem Leben und Glauben nicht ganz fehlte; aber zur eigentlichen Seelsorge bot sich mir wenig Gelegenheit oder ich hatte nicht das Geschick, in den mir unbekannten Verhältnissen die Anknüpfungspunkte zu finden.

Aeußerlich wuchs die Gemeinde sehr. Neue Häuser wurden gebaut, sogar neue Straßen entstanden; in der

Matthäuskirch-Straße war nur ein kleines Haus, das dem Professor Michelet gehörte, bald aber wurde die Straße gepflastert und an beiden Seiten bebaut, die Stelle aber, wo das Pfarrhaus stehen sollte, blieb zunächst noch unbenutzt, weil das Geld fehlte; Herr v. Könen jedoch mit den Herren vom Vorstande dachten sehr ernstlich daran und waren überzeugt, daß die Herstellung des Pfarrhauses ein dringendes Bedürfniß sei, nicht allein im Interesse des Pfarrers, sondern auch der Gemeinde, damit Jeder wisse, wo er den Pastor finden und auch allein sprechen und ihm seine Noth klagen könne. Bei den Altlutheranern ist die Privatbeichte eine feste Ordnung, und als die Erweckung in meiner früheren Gemeinde eintrat, wurde sie auch von Vielen begehrt. Jedesmal, wenn das Abendmahl angekündigt wurde, wurde auch bekannt gemacht, daß ich bereit sei, Jeden, der des besonderen Rathes und Trostes bedürfe, allein zu sprechen, und ihn einlade, mich zu besuchen. Ich mußte zu dieser Besprechung den Ornat anlegen und aufmerksam zuhören, was mir gesagt wurde. Es ist eine Hauptaufgabe des Geistlichen, den alten Menschen kennen zu lernen. Oft genug hörte ich, daß von Einzelnen gesagt wurde: der sei ein richtiger Jude, oder ein richtiger Berliner, oder gar ein richtiger Franzose. Die Uckermark grenzte mit Mecklenburg, dort sagten sie auch, der oder der ist ein richtiger Mecklenburger. Es war damit angedeutet, daß der alte Mensch sich sehr verschieden gestaltet, je nach der Nationalität, nach der

Familie, in der er aufgewachsen ist, und auch nach der angeborenen Disposition. Es kommt vor Allem darauf an, daß der Pastor selbst seinen eigenen alten Menschen gründlich kennen lernt und studirt, das ist aber keine leichte Aufgabe und es gehört dazu aufrichtige Wachsamkeit über sich selbst, denn der alte Mensch ist zu allen Dingen geneigt, und wenn ihm dieser oder jener Ausbruch nicht gestattet wird, so verkriecht er sich, um in anderer Weise sich geltend zu machen. Ich war darauf bedacht, möglichst zu erforschen, was damit gemeint sei, wenn vom „richtigen Berliner" geredet wurde. Es war offenbar, daß der alte Mensch hier ein anderer sei, als ich ihn in der Uckermark früher kennen gelernt hatte; so z. B. die Sentimentalität mit ihrer sittlichen Erschlaffung und Verlogenheit war mir ganz neu und wurde doch von Vielen genährt durch allerlei Lektüre und Gefühlsduselei. Im Grunde hielt sich Jeder für sehr unschuldig. Der Eine war schändlich verführt, die Umstände und Verhältnisse, in denen er lebte, waren schuld daran, daß er zum Falle gekommen sei; aber von einem richtigen Berliner konnte man auch kaum reden, weil sehr Viele aus den Provinzen und sogar aus anderen Nationen nach Berlin gekommen waren, ihre eigenen schlechten Eigenschaften mitbrachten und hier noch andere Untugenden annahmen. Nach meinen Erfahrungen kam ich zu der Erkenntniß, daß der Charakter des Berliners in höheren und niederen Ständen die Selbstgerechtigkeit, der ärgste Feind des Glaubens sei. Es wurde wohl zugegeben,

daß die Sünde der Grund alles Elendes und aller Noth auf Erden sei, aber Viele klagten nur über die Sünden, die andere Menschen thun. Bald war der Mann schuld, bald der Hauswirth, bald die Verwandten, bald die Herrschaften, bald die dienenden Personen. Jeder war aber ein im Ganzen vortrefflicher Mensch. Wenn auch der Eine oder der Andere zugab, daß er diesen oder jenen Fehler ablegen und sich in der Geduld und Demuth üben müsse, so kam es doch schließlich dahin, daß nur von der Besserung oder Mäßigung im Dienst der Sünde die Rede war. Die Besserung ist aber etwas ganz Anderes, als die evangelische Bekehrung. Bessern kann sich ein Mensch auch wohl aus eigener Vernunft und Kraft, ohne Gebet und ohne Gottes Wort; die Bekehrung dagegen geht hervor aus der Sehnsucht nach dem Frieden der Seele und nach der Erneuerung des Herzens. Es ist gefährlich, wenn es dem Menschen gelingt, diesen oder jenen Fehler abzulegen; wenn der böse Geist ausfährt, so kehrt er gerne wieder zurück, und es wird mit dem Menschen ärger, als es vorher war. Das wurde mir klar, daß die Selbstgerechtigkeit, sich selbst zu loben und mit sich zufrieden zu sein, der Feind sei, gegen den ich hier zu kämpfen habe. Dabei konnte ich aber doch nicht verkennen, daß in den besser situirten Familien mehr christliche Ordnung und Sitte war, als bei den Armen und Niedrigen; man fand in den Häusern der Vornehmen wohl noch den Thomas a Kempis, Sturm's Morgen- und Abendandachten, auch wohl eine Bibel und Müllers Erquickungsstunden. Diese Personen besuchten auch die

Kirche, und Manche sogar regelmäßig. Als ich einmal aus der Kirche kam und eine sehr schöne Kutsche vor der Sakristeithür halten sah, redete ich den stattlichen Kutscher an und fragte ihn, ob er denn gar nicht in die Kirche gehe; er antwortete, da er mich nicht kannte: dazu habe ich keine Zeit und jeden Sonntag Vormittag muß ich die gnädige Herrschaft hierher fahren, und des Nachmittags wird oft spazieren gefahren; es ist auch bei mir das Kirchengehen nicht so sehr nöthig, ich bin ein ordentlicher Mensch und erfülle meine Pflicht und Schuldigkeit; der Prediger an dieser Kirche muß seine Sache auch nicht recht verstehen, denn, obgleich die Herrschaft sonntäglich hierher kommt, habe ich noch nicht gespürt, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin sich gebessert haben. Ich bat ihn, mich einmal zu besuchen, wenn es seine Zeit ihm erlaube, nannte meinen Namen und meine Wohnung; aber er kam nicht, weil bei ihm keine Besserung nöthig war, und bei der Herrschaft das Kirchengehen nichts helfe.

Die Selbstgerechtigkeit ist die böseste Verirrung des Menschen und schließt die Thür zu, die zum Reiche Gottes führt und darum gehört die Aufgabe des Pastors, hiergegen zu kämpfen, zu den schwersten, die ihm gestellt werden können. Der Heiland sprach zu den selbstgerechten Pharisäern: Hurer und Ehebrecher werden eher in's Himmelreich eingehen denn Ihr.

Eine Art von Leiden oder Krankheit hatte ich bis dahin nicht kennen gelernt, das ist die Nervosität, von der besonders vornehme Leute geplagt werden. Die

Nervosität macht den Menschen an Leib und Seele schwach und elend. Es mag vielleicht möglich sein, sich dagegen zu schützen, aber ein gründliches Heilmittel, wenn sie zum Ausbruch gekommen ist, scheint bisher nicht erfunden zu sein. Was Müdigkeit und Faulheit ist, wußte ich wohl, was aber Nervenleiden sind, war mir ganz unbekannt. Der Körper ist eine Kraft oder ein Organ des Geistes; wenn er aber von Leidenschaften und Begierden regiert wird, wenn er der Eitelkeit und Vergnügungssucht zu dienen gezwungen wird, oder wenn er Formen annehmen soll, die ihm fremd sind, wenn er gemißbraucht wird, so wird er ungesund. Wenn die Füße sollen kleiner und zierlicher sein, wenn einzelne Organe zusammengepreßt oder geschnürt werden, wenn der Körper so gekleidet wird, daß er sich nicht ungehindert bewegen kann, so fängt er an zu kränkeln. Der Mensch besteht aus Leib und Geist, wenn nun der Leib gemißhandelt und vernachlässigt wird, der Geist dagegen überschüttet wird oft durch ungesunde Nahrung, so leiden alle Beide. Mens sana in corpore sano ist der normale Zustand. Warum sind die Leute, die körperlich arbeiten müssen, im Großen und Ganzen von diesem Leiden verschont und kennen die Nerven nicht? Die Damen werden davon aber sehr geplagt. Schon bei den Töchtern vornehmer Leute wird der Grund dazu gelegt. Das arme Kind wird mit allerlei Unterricht gequält und muß oft in einer ungesunden Luft in der Schulstube sitzen, vier oder sogar fünf Stunden fordert die Schule; dann geht es nicht, sondern läuft zum Confirmandenunterricht; darauf kommt die Klavierlehrerin

und zuletzt wird es noch in der Handarbeit unterrichtet, endlich müssen die Schularbeiten gemacht und Aufsätze angefertigt werden. Das Kind muß darnach trachten, geistreich zu sein, muß reflektiren über Menschen und allerlei Zustände, auch wohl gar sentimentale Betrachtungen anstellen. Doppelt unglücklich ist ein armes Kind, wenn die Eitelkeit der Eltern Talente und Anlagen ausbilden lassen will, die das Kind nicht hat, wodurch es unsäglichen Quälereien ausgesetzt wird; es wird abgerichtet, wie man einen Hund abrichten kann, daß er nicht auf vier Füßen geht, sondern auf zwei Füßen und allerlei Kunststücke macht. Als ich einmal im Confirmanden-Unterricht mit den jungen Mädchen über ihre eingebildeten Talente sprach, sagte die eine: „Was kann ich dafür, daß ich so schöne Gaben empfangen habe.“ Wenn nun ein solches unglückliches Kind von der Mutter oder anderen gefälligen Personen bewundert wird, so ist der Nervosität die Thür geöffnet. Als ich einmal eine Jungfrau fragte: was treibst Du? erhielt ich die Antwort: „ich beschäftige mich mit der Kunst und Wissenschaft, und künstlerische Genüsse sind mir das Liebste.“ Bald stellt sich die Bleichsucht ein. Der Körper wird schlaff und träge, kann des Morgens nicht aus dem Bette kommen und kennt die Morgenluft nicht. Die Eine malt, die Andere singt oder spielt irgend ein Instrument, oder wenn sie sich einbildet, zur Poesie und Schriftstellerei Anlagen zu haben, so ist das Unheil vollständig. Der Arzt schickt solche unerträglich seufzende Damen und

Jungfrauen auf Reisen oder in ein Bad. Es ist auch möglich, daß einige durch körperliche Bewegung erleichtert und gestärkt zurückkehren, aber sie setzen das gewohnte Leben fort, und das alte Leiden wacht in alter Kraft wieder auf. Sie können kein Geräusch vertragen; aber das können sie, des Abends in Gesellschaft gehen, Concerte und Schauspiele besuchen. Auf kurze Zeit können sie die Nerven anspannen, dann aber erschlaffen sie desto mehr. Bei den Männern oder Herren ist dies Leiden nicht so stark wie bei den Damen, fehlt aber auch nicht ganz, besonders bei Denen, die genöthigt sind, am Schreibtische zu sitzen. „Ich fühle mich so abgespannt und muß mich erholen" — und oft hört man sie auch sagen: „Mein ganzes Nervensystem ist so herunter, ich muß in die Berge oder in ein Bad gehen." Die Nervosität ist der größte Feind des häuslichen Friedens. Die Mutter kann die Fröhlichkeit der Kinder nicht ertragen; der Mann ist mürrisch und verdrießlich. Mit dem Diener oder mit der Magd wird gezankt und ihnen das Leben sauer gemacht, so daß sie daran denken, einen andern Dienst zu suchen. Am wenigsten sind die Herren Offiziere von diesem Leiden geplagt, weil es ihnen am Gebrauch der körperlichen Kräfte nicht fehlt.

Zuerst glaubte ich, daß die Nervosität mehr eine eingebildete als eine wirkliche Krankheit sei. Mein Freund, ein Arzt, belehrte mich aber, daß es eine wirkliche Krankheit sei, die sich aber wesentlich unterscheidet von anderen Leiden, weil sie nicht allein körperlicher, sondern auch

geistiger Natur sei und darum auch nicht durch gewöhnliche Arzneimittel könne geheilt werden; er belehrte mich, daß die Krankheit hervorgehe aus der ungesunden Art zu leben, aus der Ueberreizung des Geistes und Mißhandlung des Körpers. Die Nachtruhe werde geraubt und die schönste Zeit des Tages, die Morgenstunden werden im Bette zugebracht, oder auf einem Polsterlager; Zeitungen und Romane seien eine ungesunde Nahrung des Geistes. Der Körper bedürfe der Bewegung und Arbeit, und es genüge nicht, zuzusehen, wie andere arbeiten, und ihnen Befehle und Anordnungen zu ertheilen. Die Krankheit erzeuge sich aus einem unregelmäßigen Leben, aus dem Genuß oft sehr künstlich bereiteter Speisen und großen Diners. Hülfe könne nur von der Rückkehr zum naturgemäßen Leben erhofft werden, die sich aber hier in Berlin schwer ermöglichen lasse. Besonders sollte man recht sorgfältig darauf achten, daß nicht schon in den Kindern und in der heranwachsenden Jugend der Keim zu dieser schrecklichen Krankheit gelegt werde. Wenn nun schon der Kampf gegen die Selbstgerechtigkeit selten Erfolg hat, so steht der Geistliche, der Nervosität fast ganz rathlos gegenüber. Manche können nicht einmal die Kirche besuchen, weil sie das Orgelspiel nicht vertragen können, oder sie sitzen nahe bei einem Manne oder einer Frau, die in einer solchen Weise singen, daß ihre Nerven es nicht vertragen können.

Ein anderes Hinderniß, das der Wirksamkeit der Kirche entgegensteht, sind die übergroßen Parochien und

die wenigen Pastoren. Es gab schon damals, als ich herkam, Gemeinden von 40000—80000 Seelen, die zu einer kleinen Kirche gewiesen waren, von denen der Pastor nur Wenige persönlich kannte und noch viel weniger ihnen nahe treten konnte. Er ist daher genöthigt, sich in der Predigt allgemein auszudrücken; die Zahl der Confirmanden ist so groß, daß auch dieser Unterricht selten Frucht und Erfolg haben kann. Die Zahl der Taufen betrug in der Matthäuskirche oft zehn bis zwölf, und in den großen Gemeinden werden oft zwanzig und über dreißig Kinder gebracht, die zu gleicher Zeit getauft werden sollen. Ich theilte zuerst es so ein, daß nur je sechs Kinder zugleich an den Taufstein kommen durften und die Zahl der Pathen sich übersehen ließ, verlangte auch, daß wenigstens der Vater zugegen sei und sage, wie das Kind heißen solle. Auch die unehelichen Kinder wurden zuletzt allein getauft, was aber Unwillen erregte und die Folge hatte, daß sie diese Kinder nach andern Kirchen brachten. Von der Einsegnung der Wöchnerinnen war nicht die Rede, wie es in der Uckermark allgemeine Sitte ist; es that aber den Leuten wohl, wenn ich zu einigen ins Haus kam, die in der Nähe wohnten, oder mit denen ich schon in Berührung gekommen war, und dann mit der Wöchnerin betete und sie einsegnete. Es ist offenbar, daß die Wichtigkeit und Bedeutung des heiligen Sakraments der Taufe kaum zur Geltung kam. Es geschah auch, daß junge Männer, die zu Pathen geladen waren, mit der Cigarre im Munde in die Tauf=

kapelle kamen und genöthigt werden mußten, sie abzulegen. Ebenso wurden auch bei den Trauungen sechs bis sieben Paare zugleich eingesegnet. Ich hatte die Ordnung getroffen, daß die Bräute ohne Kranz allein getraut wurden, und wenn ich auch mich sehr vorsichtig in der Ansprache ausdrückte, so war doch diese Ordnung den Leuten sehr unangenehm. In Brüssow war es Sitte, daß solche Brautpaare vor dem Altar knieten und daß zuerst ein Gebet gehalten wurde um Vergebung der Sünden; es ließ sich aber kaum vermeiden, daß auch unter denen, die den Kranz trugen, wohl einige waren, die nicht die Berechtigung dazu hatten, und eine Braut, von der ich verlangte, daß sie den Kranz sollte abnehmen, weil ich erfahren hatte, daß sie bereits ein uneheliches Kind geboren hatte, war sehr unwillig und sagte: Das Kind ist schon vor zwei Jahren gestorben und darum bin ich jetzt wieder berechtigt, den Kranz zu tragen. Der Bräutigam aber trat heran, nahm ihr den Kranz ab und sagte: Der Pastor hat ganz recht. Der vernünftige Mann aber war auch kein Berliner, sondern aus der Provinz.

Es wunderte mich sehr, daß die Amtsbrüder im Kränzchen die Nothlage der Kirche nicht zu fühlen schienen, sondern sich gewöhnt hatten, in den bestehenden Zuständen zu leben und zu arbeiten; ich war aber fest entschlossen, mein Amt niederzulegen, wenn die Seelenzahl in meiner Gemeinde auch so zunehmen sollte, zumal ich mit Zuversicht erwarten konnte, daß ein Patron

einer Landgemeinde meine Bewerbung nicht würde unberücksichtigt lassen. Es fehlte auch jedes Band, wodurch die Gemeinde sich der Zusammengehörigkeit konnte bewußt werden. Viele Sitzplätze in der Kirche waren an Familien vermiethet, die eigentlich gar nicht in der Parochie wohnten, sondern aus der Ferne, z. B. vom Alexanderplatz, herkamen, und Personen, die eigentlich zur Parochie gehörten, fanden keinen Raum. Es war auch wohl natürlich, daß jeder Berliner, der überhaupt noch in die Kirche ging, die Kirche besuchte, in der er eine Predigt erwarten durfte, die ihm zusagte. Ein gutes Zeichen war es, daß die Kirchen, in denen das Wort Gottes in seiner Reinheit und Lauterkeit verkündet wurde, stark besucht wurden, daß die Kirchen aber ziemlich leer blieben, in denen menschliche Weisheit und die allgemeine Vernunft vorherrschte und die Aussprüche der heiligen Schrift und der Name des Herrn Jesu nur dazu dienten, um zu beweisen, daß überhaupt vom Christenthum die Rede sei, und daß der Geistliche noch berechtigt sei, auf der Kanzel und am Altare zu stehen. Sehr viele aber bekümmerten sich gar nicht mehr um die Kirche, lebten ohne Gebet und ohne Gottes Wort. Die Kinder wuchsen auf ohne Zucht und Vermahnung zum Herrn; daß die Eltern bei der Taufe die Verpflichtung übernommen hatten, die Kinder in der Gottesfurcht zu erziehen, war ihnen ganz unbekannt. Der Mann in der Prenzlauer Straße hatte ganz recht, wenn er sagte: ich gehe selten in die Kirche, und wenn ich ein-

mal will fromm sein, so kann ich nicht hineinkommen. Es gewann fast den Anschein, als ob die Kirche nur für die Wohlhabenden da sei und das Zeichen, welches sie doch nicht aufgeben darf, „den Armen wird das Evangelium gepredigt" in Berlin verloren habe. Wer aber sollte in Berlin Kirchen bauen? und woher sollte das Geld kommen. Ich sprach zuerst mit dem Herrn v. Könen, der doch den Bau der Matthäuskirche hatte zu Stande gebracht. Seine Mittheilungen waren aber mehr entmuthigend, als ermunternd, und ohne des Königs Beistand und Hülfe hätte er das Ziel nicht erreicht. Ich dachte viel an Goßner, der doch über große Summen verfügte, um die Mission in Asien und das Elisabeth-Krankenhaus zu unterhalten und dabei niemals über Mangel klagte, sondern sagte: „ich habe einen sehr reichen Herrn, der mir immer das Geld schickt, wie ich es gebrauche; man muß ihn nur darum bitten, da kommt er, eh' wir's uns verseh'n und lässet uns viel Gut's gescheh'n" — „hast Du Glauben, so kannst Du auch Berge versetzen, und der Glaube kann auch Dinge thun, die der Vernunft unmöglich zu sein scheinen." Den Gedanken, für den Theil der Gemeinde, der jenseits der Potsdamer Eisenbahn liegt, eine Kirche zu bauen, konnte ich nicht los werden. Personen, die es wissen konnten, sagten, daß durch den Andrang aus den Provinzen und anderen Ländern die Zahl der Einwohner jährlich um 30000 Seelen zunehme; es war nicht zu verkennen, daß es nicht eben gute Elemente waren, die hierher kamen:

theils solche, die keinen Erwerbszweig gelernt hatten, theils solche, die in ihrer Heimath sich schlecht betragen hatten und hofften, in Berlin ohne schwere Arbeit ihren Unterhalt finden zu können. Durch diesen Zuzug nahm die Zahl der Unzufriedenen und Unruhigen immer mehr zu. Wenn in Berlin jährlich zwei neue Kirchen gebaut würden, so bliebe der Nothstand, wie er ist; wenn aber nichts geschieht, so läßt sich nicht absehen, was aus Berlin werden wird. In einer kleinen Broschüre hatte ein Mann nachgewiesen, daß Berlin die kirchlich verwahrloseste Stadt in Europa sei.

Endlich möchte ich meine bittende Stimme an die hohen Behörden von Berlin wenden, sich die kirchliche und sittliche Noth der schönen Stadt zu Herzen gehen zu lassen. Ich habe den Fürsten Bismarck, von dem man fast glauben möchte, daß ihm nichts unmöglich sei, gebeten, er möchte doch bei dem Landtage bewirken, daß einmal zwei oder drei Millionen zum Bau von Kirchen in Berlin bewilligt würden, um wenigstens den Anfang möglich zu machen. Er hat mir darauf geantwortet, daß er die kirchliche Vernachlässigung von Berlin anerkenne, daß er aber so viel zu besorgen und zu bedenken habe, daß er nicht darauf eingehen könne, sondern hat mich angewiesen, mich an den Cultusminister zu wenden. Da ich nun wohl weiß, daß dieser von dem besten Willen beseelt ist, ich aber nicht zu dem Glauben kommen konnte, daß das Abgeordnetenhaus ihm eine so große Summe zur Disposition stellen werde, so habe ich es unterlassen,

muß aber doch sehr besorgen, daß, wenn es so fortgeht, wie bisher, aus Berlin ein zweites Paris wird, in dem Unruhe und Revolution ihre Heimath gefunden zu haben scheinen.

Man scheint die Schule, die doch eigentlich eine Tochter der Kirche ist, über die Mutter zu erheben, und Viele glauben auch, daß es genügend sei, wenn die Jugend erfahre, was gut und recht sei, weil man wohl denkt, daß das Wissen ausreiche. Daher hat man seine Bemühungen, die Schulen zu heben, mit Erfolg aufgewendet. Die Lehrer sind auf den Seminaren gründlicher ausgebildet und zu größeren Leistungen befähigt. In den größeren Landgemeinden sind die Klassen vermehrt. Als in einer größeren Landschule ein erster Lehrer angestellt wurde und seine erste Stunde gab, versammelte sich der Schulvorstand. Der Lehrer entwickelte seine Hoffnung auf seine Arbeiten, zu denen auch Naturwissenschaften und auch selbst die Anfänge fremder Sprachen gehörten, die er in Privatstunden zu lehren bereit sei. Der sehr verständige Ortsschulze wandte sich an mich und fragte, wo werden wir künftig die Mädchen herbekommen, welche noch bereit sind, Kühe zu melken und Ställe zu reinigen, oder wo werden wir die Knechte finden, die die geringen Dienste zu verrichten willig sind und sich nicht für klüger halten, als wir und darum hochmüthig sich benehmen, weil sie mehr gelernt haben, als es uns in der Jugend möglich war. In den kleinen Städten oder auch in den Mittelschulen wollen die Töchter nicht mehr gerne

Köchinnen oder Dienstmädchen werden, sondern sich zu Gouvernanten, Erzieherinnen oder Stützen der Hausfrau ausbilden und gehen gerne hochmüthig und stolz einher, während tüchtige Dienstmädchen, die sich gerne fügen, sehr fehlen. Diejenigen, welche es nun erreichen, daß sie wirklich sich die Kenntnisse erwerben, daß sie Erzieherinnen oder Lehrerinnen werden können, bemühen sich vergebens, für sie geeignete Stellen zu finden und fallen in viele, schwere Versuchungen, werden sehr unzufrieden und fühlen sich unglücklich, wie denn gegenwärtig in Berlin sehr viele solcher armen Mädchen, die vielleicht sogar die Prüfungen bestanden haben, umhergehen und oft ohne Erfolg ein Unterkommen suchen. Die Knaben wollen nicht mehr Handwerker werden, und die Eltern geben oft das Letzte her, damit der Junge auf dem Gymnasium so weit ausgebildet werde, daß er entweder einjähriger Freiwilliger beim Militär oder vielleicht Offizier werden könne, oder sogar die Abiturientenprüfung bestehe und mit Unterstützungen und mit den Opfern seiner Eltern die Universität besuchen könne, um sich zum Staatsdienst und dergleichen auszubilden. Daher giebt es viele junge Männer, die sich vergeblich um eine Anstellung bemühen, die ihren Kenntnissen und Ansprüchen entspricht. Wenn ihnen das nicht gelingt, so halten sie sich berechtigt zur Unzufriedenheit und zum Klagen und Murren und öffnen ihr Ohr den Socialdemokraten, aus denen in Rußland wohl die Nihilisten hervorgegangen sind, und auch in Deutschland wird der Fortschritt

von der Socialdemokratie zum Anarchismus nicht ausbleiben.

Schon in alter Zeit hat man angefangen, um die wachsenden Gemeinden seelsorgerisch zu versorgen, neben dem Pastor Diakonen anzustellen, die freilich den Pastor in seinen Pflichten und Rechten der ganzen Gemeinde gegenüber nicht beschränken sollten. Er blieb Pastor der ganzen Gemeinde, der Diakonus war ihm subordinirt und nur zu seiner Hülfe da. In größeren Städten oder da, wo der Primarius auch noch kirchenregimentliche Functionen als Inspector oder Superintendent zu verwalten hatte, wurden zwei Diakonen gewählt oder berufen, von denen der eine den Namen Archidiakonus führt. Der Pastor hielt die Hauptpredigt, die Diakonen die Nachmittagspredigt und übernahmen die Amtshandlungen, Taufen, Trauungen und Leichenbestattungen. Zu Diakonen wurden jüngere Männer gewählt, von denen man erwartete, daß es ihnen nicht schwer werden würde, sich dem älteren Manne zu subordiniren. Es geschah aber sehr oft, daß die Diakonen darnach trachteten, ihre Rechte zu erweitern und verlangten, mit dem Primarius gleiche Rechte zu haben und mit ihm zu alterniren. Oft verstand der Pastor nicht mit seinen Diakonen in ehrlicher, brüderlicher Weise zu verkehren und behandelte sie als Untergebene, weil sie aber ebensoviel gelernt und dieselben Prüfungen bestanden hatten, so entwickelten sich daraus Verhältnisse, die den Gemeinden Veranlassung zum Anstoß und Aergerniß gaben. Wenn der Diakonus

schöne Gaben hatte und es verstand, sich die Liebe und das Vertrauen zu erwerben und mehr begehrt wurde als der erste Geistliche, so entstand Mißtrauen und Neid, zumal, wenn auch die Frauen oder das Geld dabei in Betracht kamen.

Als ich in das Consistorium berufen und mir bald darauf die Generalsuperintendentur der Neumark und Niederlausitz übertragen wurde, meinte der mir sehr geneigte Präsident des Consistoriums Graf von Voß, es müsse nothwendig bei St. Matthäus mir ein Hülfsprediger zur Seite gestellt werden. Er erbot sich, die Hälfte des Gehaltes zu geben, und die andere Hälfte wurde von meinen Einkünften als Generalsuperintendent abgezweigt. Friedr. Wilh. IV. erklärte gelegentlich, daß er damit nicht ganz zufrieden sei. Der normale Zustand in der evangelischen Kirche erfordere es, daß an einer Gemeinde ein Geistlicher fungire und die Gemeinde an ihn gewiesen sei, die aber nicht größer sein dürfe als etwa 3000 Seelen. Er fügte hinzu, der Pastor müsse sich verantwortlich fühlen für den Zustand der ganzen Gemeinde und seine Ehre und Freude daran haben, daß sie innerlich wachse und gedeihe, wenn aber ein zweiter Geistlicher neben ihm stehe, so könne er sich nicht mehr ganz und voll verantwortlich fühlen. Wie die Gemeinde lebe, müsse ihm zur Ehre oder zur Schande dienen.

Dieser Ausspruch des Königs enthielt meine ganze Ueberzeugung.

Ein Hirt und eine Heerde, das ist die Ordnung.

Viele Hirten, zumal wenn sie nicht unter sich einig sind, bringen Spaltung und Unfrieden in die Heerde. Die Geistlichen theilen sich in die Arbeit: der Eine verrichtet die Amtshandlungen in dieser Woche, der Andere in jener; oder der Eine verrichtet alle Trauungen, ein Anderer die Taufen und noch ein anderer die Begräbnisse, oder es ist Alles der freien Wahl anheim gegeben. Der Eine hat 500 Confirmanden, der Andere nicht einmal 50. Der Eine wird sehr in Anspruch genommen, der Andere fast gar nicht. Eine Gemeindebildung ist dabei nicht möglich. Auch die Seelsorge wird sehr erschwert. Jeder Geistliche ist besorgt dem andern zu begegnen, und darum thun sie lieber nichts.

Unmöglich ist es, die Bildung einer wirklichen Gemeinde, wenn sie aus 20000 Seelen besteht, herbeizuführen, weil sehr Wenige durch ein gemeinsames Interesse verbunden werden können. Schon in den Dörfern die Bauern und die Tagelöhner zu verbinden ist schwer: der Bauer hat seinen großen Stolz; wie viel weniger wird es sich erreichen lassen, daß ein Geheimer Rath dem gewöhnlichen Arbeiter dieselben Rechte zugesteht, die er beansprucht. Die Gegensätze zwischen Armen und Reichen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten sind so groß geworden und die Liebe so klein, daß der Versuch, das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit zu wecken, erfolglos bleibt.

Auch das Gebühren- oder Accidentienwesen macht sich oft geltend, wenn mehrere Geistliche an einer Kirche

stehen, und stört die Einigkeit, oder bleibt doch nicht ganz ohne Einfluß. Die Gebühren für Amtshandlungen müssen der Kirchenkasse überwiesen werden. — Wie es möglich sein sollte, bei einer übergroßen Seelenzahl wirklich mitarbeitende Gemeinden zu bilden, vermag ich freilich nicht zu sagen. Schon die vielen freien Vereine verhindern es, weil die fähigsten Gemeindeglieder das im Christenthum liegende Bedürfniß nach Gemeinschaft anderweitig befriedigen können. Wenn die Kirche soll zu Kraft und Leben kommen, so müssen die großen Gemeinden dreimal und noch öfter getheilt werden, so daß ein Geistlicher sie übersehen und leiten kann, und die Gemeinden müssen mit ihrer Thätigkeit in den Grenzen einer Gemeinde bleiben.

Das Consistorium hat es oft sehr schwer empfunden, daß hier so riesige Gemeinden entstanden und immer größer wurden. Aus einer statistischen Tabelle ersah ich einmal, daß, wenn die 1900 in meiner Parochie wohnenden herrschaftlichen Jungfern und Köchinnen einmal wollten die Kirche besuchen, gar kein Platz für sie vorhanden sei, und doch gehört die Matthäusparochie zu den kleineren der Stadt. Das Geld zur Erbauung neuer Kirchen wußte die Behörde nicht zu beschaffen. Sie kam auf den, wie ich meine, nicht glücklichen Gedanken, an den Kirchen die Zahl der Geistlichen zu vermehren — und deren 3—4 anzustellen, die aber nach der Zeitrichtung alle sollten ziemlich gleich berechtigt sein und unter einander alterniren. Es leuchtet ein, daß dadurch

die Bildung einer einheitlichen Gemeinde fast unmöglich gemacht wurde. Die Gaben und Kräfte der Geistlichen sind verschieden; der eine gefällt diesem oder jenem und findet darnach Anhang; die Gemeindeglieder gehen, je nachdem der eine oder andere predigt, zur Kirche und begehren ihn zu Amtshandlungen. Es kommt sogar vor, daß Mann und Frau nicht mehr zusammen in die Kirche gehen mögen. Der Mann geht hier- und die Frau dahin. Bei dem einen Geistlichen ist die Kirche reichlich besucht, bei dem andern sehr mäßig. Der eine Geistliche hat die Gabe, die Herzen zu gewinnen durch Freundlichkeit und Gefälligkeit. Es kann auch geschehen, daß unreine Motive sich einmischen, daß darum die Wahrheit verdunkelt und in der Gemeinde viel kritisirt, der eine gelobt und der andere getadelt wird. Es ist wohl natürlich, daß das Verhältniß der Geistlichen zu einander dadurch nicht unberührt bleibt.

Man muß aber zugeben, daß für *einen* Geistlichen es in Berlin nicht möglich ist, in den großen Gemeinden die Taufen, Trauungen und Leichenbestattungen allein zu verrichten, und daß daher die Anstellung mehrerer Geistlichen an einer Kirche nothwendig ist. Wenn man aber meint, dadurch das kirchliche Leben zu fördern und wirkliche Gemeinden zu gründen, so ist das ein Irrthum. Ich komme daher immer wieder darauf zurück, daß es eine schreiende Nothwendigkeit ist, in Berlin noch viele neue Kirchen zu bauen und kleine Parochien zu bilden; wie das aber möglich werden soll, ist schwer zu sagen.

Es geschieht viel, um die Luft und die Wege zu verbessern. Große und stattliche Wirthshäuser und Vergnügungslokale werden errichtet. Doch die Grundlage des Friedens in der Stadt und in den Häusern ist die Gottesfurcht, sie kann aber nur gefördert und gepflegt werden durch die Kirche. Die Kirche aber ist hier ohnmächtig, weil es ihr unmöglich ist, das Wort Gottes dem Einzelnen nahe zu bringen. Gott wolle sich erbarmen und Männer erwecken, die die Noth erkennen und Mittel und Wege finden, das stark drohende Unheil abzuwenden.

Das Jahr 1848.

Ich bin fern davon, auf die politischen Verhältnisse einzugehen, durch welche die schrecklichen Tage des Jahres 1848 vorbereitet und möglich wurden. Das war mir ganz klar, daß der Aufruhr in Berlin darin seinen Grund hatte, daß von den Obrigkeiten der Stadt die kirchlichen Verhältnisse und die Pflege der Gottesfurcht in unbegreiflicher Weise vernachlässigt waren. Die rechte Autorität aller menschlichen Ordnungen hat nur da ihre Grundlage, wo die Autorität Gottes in den Herzen des Volkes lebt. Wenn aber Gott nicht mehr gefürchtet wird, so steht die Revolution vor der Thür und wartet auf die Gelegenheit auszubrechen. In gewöhnlichen Zeiten reicht die Polizei wohl nothdürftig aus, die unruhigen Elemente zu zähmen. — Auf Frankreich lastete der Fluch des Königsmordes. Alle erfahrenen Demüthigungen blieben ohne Frucht, eine Revolution folgte auf die andere, bis endlich Napoleon den Kaiserthron bestieg. Die Macht Oesterreichs war gebrochen; die Revolution hatte auch hier gesiegt und Metternich war vertrieben. In Berlin

gährte es; die zügellose Presse führte und reizte das Volk zur Empörung, und es geschahen unglaubliche Dinge. Unter den Zelten, nahe bei meiner Gemeinde, wurden große Volksversammlungen veranstaltet und von den Verführern wahre Brandreden gehalten. Der König war nicht populär und beschuldigt, daß er fromm sei und die Freiheit des Volkes nicht zulasse, daß er Minister gewählt habe, die die Rechte des Volkes unterdrückten und von Männern umgeben sei, die ihn übel beriethen; sie fürchteten sich aber vor des Königs treuen Soldaten und sahen wohl ein, daß durch diese jede Empörung unterdrückt werden würde. Es wurde daher beschlossen, dem Könige in einer Schrift das Verlangen vorzulegen, das Militär aus der Stadt zu entlassen. Um zu imponiren, zog eine ungeheure Menschenmenge nach dem Schlosse, so daß der Schloßplatz gedrängt gefüllt war. Der König erschien auf einem Balkon und suchte durch seine geheiligte Person die Massen zu beruhigen. Das Militär war nur in geringer Zahl vorhanden, da fielen zwei Schüsse, ein furchtbares Geschrei entstand: die Soldaten hätten auf das Volk geschossen, während es wohl sicher von solchen geschehen war, denen es darauf ankam, die Revolution zum Ausbruch zu bringen. Das Volk zerstreute sich mit dem Rufe „Verrath.“ Mit großer Schnelligkeit entstanden, wie wohl vorher verabredet und angeordnet war, Barrikaden. Nun trat das Militär in Thätigkeit, die Barrikaden wurden erstürmt. Aus Schonung wurden die Kanonen zum Theil blind geladen. Es

war eine schreckliche Nacht, die nun folgte. Kanonendonner und Gewehrfeuer ertönte von allen Seiten. Unter den Papieren des alten Goßner fand sich die Abschrift eines kurzen Schreibens an den König, in dem er ihn anflehete, nicht blind, sondern scharf schießen zu lassen, wenn auch zehn Revolutionäre getödtet würden, so werde er das Leben von hundert ruhigen Bürgern retten. Am Morgen wurde Befehl gegeben, — es ist nie klar geworden, von wem dieser Befehl ausgegangen ist, — daß das Militär die Stadt verlassen sollte. Obgleich es überall gesiegt hatte, so zog es ab und überließ den Revolutionären das Triumphgeschrei; preußischer Gehorsam und Disziplin haben wohl niemals eine schwerere Probe bestanden. Es war das Gerücht verbreitet, daß keine Glocken am Sonntage geläutet werden sollten, damit nicht das Volk aufgeregt werde. Ich weiß nicht, ob an dem Sonntag, den 19. März, in allen Kirchen Gottesdienst gehalten worden ist. Mir gelang es, einige Männer zu überreden, die Glocken zu ziehen, da der Küster den Gehorsam versagte. Die Matthäuskirche war reichlich gefüllt, zumal viele Soldaten, die im Thiergarten lagerten, sich einfanden. Unter großer Bewegung hielt ich das Gebet in der Liturgie, daß Gott dem Könige geben möge königliche Gedanken, ein weises Herz, einen starken Arm und getreue Räthe. Das Lied, das die Uckermärker so gerne sangen „Ach Gott vom Himmel sieh darein" — war das Hauptlied. Zur Predigt hatte ich das Wort des Herrn gewählt, das er in Gethsemane

zu den Juden sprach, als sie ihn gefangen nahmen, Petrus ihn verleugnete und Judas ihn geküßt hatte: „dies ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß.“ Es war eine große Bewegung in der Gemeinde, viele weinten und schluchzten, mehrere kamen in die Sakristei und drückten mir schweigend die Hand. An dem Sonntage vorher waren mehrere Minister zum Abendmahl gekommen, ich glaubte mir daher erlauben zu dürfen, sie am folgenden Tage zu besuchen. Der erste, zu dem ich kam, war freilich an seinem Arbeitstisch, las aber nicht in den Akten, sondern vor ihm lag die Bibel. Er redete von der Rotte Korah und von den Gerichten Gottes, die ihren Anfang genommen hätten. Ein Anderer ging in seinem Zimmer hin und her, weinte und jammerte, daß sein edler königlicher Herr beschimpft und beschmutzt worden sei. Noch ein anderer sagte: „das Geschwür ist aufgebrochen, der Unrath fließt heraus, der Leib wird wieder gesund.“ Auf den Thorwachen sah man nicht mehr die strammen Gardisten, sondern oft sehr seltsame Gestalten der sog. Bürgerwehr. Sie suchten möglichst nachzumachen, wie es die Soldaten zu thun pflegten. In den Straßen sah man oft Leute mit Waffen umherschreiten, die das Gepräge der Eitelkeit und Hoffahrt an sich trugen. Eines Tages begegnete mir der Professor Twesten, der nicht mehr ganz sicher auf den Füßen war, er trug aber einen Schleppsäbel. Der Bruder des Königs, der ganz besonders gehaßt und für volksfeindlich gehalten wurde, war nach England

gegangen; an vielen öffentlichen Gebäuden, so auch an des Prinzen Palais hatte man geschrieben: „National-Eigenthum.“ Allgemein aber war das Gerücht verbreitet, der Prinz werde von Warschau her mit einer russischen Armee kommen und Berlin besetzen. Einige Tage nach dem Straßen-Krawall wurde die Leichenfeier der gefallenen Soldaten und der in den Barrikaden Gefallenen festgesetzt. Die sämmtlichen Geistlichen waren aufgefordert, den Zug zu begleiten. Es war ein eigener Kirchhof im Friedrichshain eingerichtet. Die Zahl der Gefallenen wird angegeben von Seiten der Soldaten 18, und von Seiten der Helden 216. Ein mir befreundeter Hofprediger kam zu mir und erbot sich, mich zu dem Leichenzuge abzuholen. Alle Glocken der Stadt läuteten. Ich befand mich in großer Verlegenheit. Von der einen Seite war, wie mir gesagt wurde (ich weiß aber nicht, von wem der Befehl gegeben war) angeordnet, daß die Geistlichen zum Troste der Hinterbliebenen den Leichenzug begleiten sollten; von der andern Seite war es mir geradezu unmöglich, zur Verherrlichung der Revolutionäre mitzugehen. Ich blieb zurück und habe daher nur gehört, was sich dabei zugetragen hat. Der Leichenzug zog über den Schloßplatz. Der König erschien auf dem Balkon. Das unverschämte Volk verlangte mit Geschrei, daß der König sein Haupt entblößen sollte, was er auch that. Die Bürgerwehr eskortirte die Särge, und eine große Zahl von Wittwen und Waisen folgte. Alles war darauf angelegt, eine große Erregung und

Indignation gegen die rohe Soldateska hervorzurufen. Auf dem Kirchhofe hielt Prediger Sydow die Leichenrede, in der er, wie mir gesagt ist, die Barrikadenhelden den wahren und ehrlichen Helden gleichstellte, die bei Leipzig den Sieg errungen und zuletzt in Paris als Sieger eingezogen waren. Viele von der Bürgerwehr entwickelten ein außerordentliches Talent, sich lächerlich zu machen; sie rühmten sich mit großen Worten ihrer Tapferkeit, mit der sie auf den Barrikaden gekämpft und die Soldaten aus Berlin vertrieben hätten. Das Gewehr, das sie trugen, wurde in ungeschickter Weise gehandhabt; sie spreizten sich und waren mit großer Eitelkeit costümirt; viele trugen hohe Kopfbedeckungen mit Federbüschen und der dreifarbigen Kokarde. Einmal wurde das Gerücht verbreitet, die Russen seien im Anzuge und nicht mehr fern. Die Bürgerwehr versammelte sich, und auch ich wurde befohlen; so nahm ich meinen Krückstock und ging hin. Der Befehlshaber nahm meine Entschuldigung, daß es für mich als Geistlichen sich nicht gezieme, Waffen zu tragen, an. Der ungeheure Zug wurde einigermaßen geordnet und setzte sich in Bewegung, die Thiergartenstraße entlang nach dem Hofjäger zu. Die großen Worte verstummten immer mehr und Viele verschwanden hinter den Bäumen und Gebüschen des Thiergartens. Nicht mehr fern vom Hofjäger fiel ein Schuß. Der Zug kam zum Stillstand; Viele liefen sehr eilig zurück. Die Furcht vor den Russen war größer als die Tapferkeit der Bürgerwehr.

Als ich einmal auf der Kanzel gesagt hatte, daß die Bürgerwehr nicht dazu da sei, um die Ordnung und Ruhe herzustellen, sondern um die Unordnung und Unruhe aufrecht zu erhalten, kamen nach dem Gottesdienste vier Bürgerwehrmänner sehr reichlich bewaffnet zu mir und verlangten, ich solle Auskunft geben, ob ich das wirklich gesagt hätte. Ich erwiderte, daß ich nicht unter der Disciplin der Bürgerwehr stehe, sondern dem Consistorio verantwortlich sei; ich müßte bitten, daß sie die Ordnung nicht störten und könnte ihnen nur anheim geben, mich bei der Behörde zu verklagen, der ich unterworfen sei, und sie ersuchen, mich zu verlassen. An der Laterne vor meinem Hause war bald darauf ein Bild aufgehängt, auf dem ein Galgen gezeichnet war, an dem ich im vollen Ornate hing. Hengstenberg gratulirte zu dieser Beschimpfung, und besonders freute sich der alte Goßner. Die Militärs, die sonst zahlreich in der Kirche saßen, waren verschwunden, und die Pensionirten, die sonst noch die Uniform trugen, hatten Civilkleider angelegt. Beim Hinausgehen aus der Kirche traf ich den alten Grafen Nostitz, Blüchers treuen Adjutanten, und bat ihn, des Königs Rock doch wieder anzuziehen, den er in den Schlachten getragen habe. Er entschuldigte sich damit, daß er nicht auf der Straße wolle insultirt werden. Am folgenden Sonntage erschien er in Uniform und hatte auch seine zahlreichen Orden angelegt. Andere pensionirte Offiziere, die berechtigt waren, die Uniform zu tragen, folgten seinem Beispiele. An einem Sonn=

tage kam ein bewaffneter Mann in die Sakristei, überreichte mir einen großen Brief und gratulirte zu meiner Ernennung. Als die Predigt zu Ende war, eröffnete ich das Schreiben. Es lag darin ein großer Bogen, auf dem mit schöner Schrift geschrieben stand, daß ich wegen meiner Begeisterung für die neue Zeit und meiner Liebe zu der Bürgerwehr zum Feldprediger bei derselben gewählt und ernannt worden sei. Am folgenden Sonntage kam derselbe Mann und brachte mir, indem er wieder gratulirte, einen großen Brief, den ich aber auch erst nach dem Gottesdienste öffnete. Es lag darin die Mittheilung, daß ich zum Mitarbeiter am Krakehler gewählt sei. An spöttischen Schreiben fehlte es überhaupt in diesen Tagen nicht. Sehr ernstlich sah ich die Sache gleichfalls nicht an, als mir von demselben Manne in der Sakristei wieder ein Schreiben gebracht wurde, in dem mir unter Androhung einer nachdrücklichen Züchtigung, und zwar auf der Straße beim Nachhausegehen (ich wohnte damals noch in der Linkstraße) untersagt wurde, die Fürbitte für den Prinzen von Preußen zu halten. Da ich aber das Schreiben vorher nicht geöffnet hatte, so hielt ich die Fürbitte, wie ich gewohnt war. Als ich das Schreiben noch in der Hand hielt, kam der Graf Arnim-Boitzenburg, der damals Mitglied des Ministeriums war, in die Sakristei, da er wohl durch die Polizei davon mußte gehört haben und sagte: „da ich nicht die Macht habe, Sie zu schützen, so will ich wenigstens dabei zugegen sein, wenn man Sie mißhandeln sollte.“

Er begleitete mich bis vor die Thür des Hauses; aber Niemand hat mich angefaßt, nur Einer rief mir zu: „Warte nur, infamer Mucker, Du wirst Deinen Lohn empfangen." Einmal kam mein Mädchen aus dem Schlächterladen und brachte ein Circular mit, in dem aufgefordert wurde, mir eine sog. Katzenmusik zu bringen, wozu etwa 16—20 Thlr. erforderlich seien. Ich schrieb auch meinen Namen auf und fügte einen Beitrag hinzu, der etwas höher war, als bis dahin zugesagt war, und gab das Circular zurück. Meine Kinder erwarteten mit großer Spannung diese Ehrenbezeugung. Am Abend darauf zwischen 9 und 10 Uhr versammelte sich vor meinem Hause eine wüste Schaar, die mit allerlei Dingen eine gräßliche Musik machten, die jedoch nur dünn und gering ausfiel, so daß meine Kinder nur wenig befriedigt waren. Als ich einmal mit meinem zweiten Sohne zum Potsdamer Thore hineinging, saß die Bürgerwehr vor dem Wachhause und spielte Karten. Ein Mann, der aus der Stadt kam, trat zu mir heran, und fragte: Was spielen die Leute? Und ich antwortete, in der Voraussetzung, daß er wohl gesinnt sei: Sie spielen Schafskopf; so heißt nämlich ein bekanntes Kartenspiel, was in niedrigeren Kreisen häufig gespielt wird. Ich hatte mich darin aber sehr geirrt. Er fragte: woher wissen Sie denn, daß sie gerade Schafskopf spielen? Ich erwiderte, freilich sehr unbedacht: Es sind ja Bürgerwehrmänner, was sollen sie anders spielen als Schafskopf. Der Mann aber ward darüber sehr erzürnt, redete

sehr laut, und weil immer mehr Passanten sich ansammelten, mußte ich mit meinem Kinde hinter die Stadtmauer flüchten. Mein Sohn, der das Gymnasium besuchte, war durch meine Haltung in den Ruf gekommen, daß er Reactionär sei, und wurde deshalb von den Herren Tertianern in den Zwischenstunden sehr verspottet und auch körperlich gezüchtigt, denn es verstand sich von selbst, daß nur sehr dumme und bornirte Leute königstreu sein könnten, was für einen Tertianer sich nicht schickte.

Es fehlte aber auch nicht an Ermunterungen und Ehrenerweisungen anderer Art. 1850 hatte der König Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen erworben und stiftete den Hohenzollern-Hausorden. Zu meiner großen Freude wurde mir mitgetheilt, daß des Königs Gnade auch mir das Ritterkreuz dieses hohen Ordens verliehen habe. Ich hatte schon in Brüssow den rothen Adlerorden erhalten; aber diesmal war ich doch sehr dankbar und hätte mich beinahe entschlossen, ihn am Talar zu tragen, der alte Goßner aber lachte mich sehr aus und sagte: „Du darfst kein anderes Kreuz tragen, als das Dir Dein Heiland aufgelegt hat, und dafür sei sehr dankbar.“ Auch darüber habe ich mich sehr gefreut, daß der alte Wrangel mir aus Schleswig einen Beutel mit Austern schickte und dabei schrieb: „ich schicke Dir die ersten jetzt preußischen Austern zur Stärkung.“ In meinem Hause waren noch niemals Austern gewesen und ich verstand auch nicht, die harten Schalen

zu öffnen, und mußte daher fremde Hülfe in Anspruch nehmen. Meine Frau konnte sich nicht entschließen, die Dinger zu essen. Zu dem, was mich aber besonders erfreute, gehörte das Vertrauen der Herren vom Kirchenvorstande. Einige freilich ermahnten zur Vorsicht, die Meisten aber waren mit meinem Verhalten ganz zufrieden. Unter diesen letzteren befand sich auch der Geheime Rath Hegel, der Sohn des berühmten Philosophen, der von Anfang an mich besonders angezogen hatte durch sein besonnenes und entschiedenes Verhalten. Ich glaube, daß meine Fürbitte für diesen vortrefflichen Mann dazu beigetragen hat, daß er später zum Präsidenten des Consistoriums ernannt wurde. Auch für mein Haus war es meiner Frau gelungen, die freilich niemals besorgt war, eine sehr treue Freundin zu finden, die uns und unsern Kindern sehr viel Lieb und Treue erwiesen hat, bis auf den heutigen Tag.

Im November ward der edle Graf von Brandenburg Minister, und auf seinen Rath hatte der König befohlen, daß die National-Versammlung, um sie dem revolutionären Einflusse zu entziehen, nach Brandenburg sollte verlegt werden. Darauf erfolgten die Verhandlungen über Steuerverweigerung, und die Nationalversammlung erklärte sich nicht willig den Befehl des Königs zu befolgen. Der Graf von Brandenburg meldete sich zu der Zeit am Sonntage zum heiligen Abendmahle an. Der stattliche Herr fand sich am Sonnabend vorher zur Beichte ein und saß auf einem Stuhl ganz in der

Nähe des Altars. Ich nahm mir die Erlaubniß, ihn persönlich anzureden und vor der Gemeinde ihn mit beweglichen Worten auch im Namen des Herrn der Kirche zu bitten und zu ermahnen, fest zu stehen und nicht zu wanken. Er stand auf und stieg die Stufen zum Altar hinauf, reichte mir die Hand und sprach: „Gott stehe mir bei.“ Als ich ihn am Tage darauf besuchte, schenkte er mir zum Andenken daran eine große Tasse mit seinem Bilde. Eines Tages kam zu mir eine Dame mit dem Verlangen, ich solle eine Predigt halten über die Frage des Pharisäers: „Ist es recht, dem Kaiser Zins zu geben,“ und versprach dafür, der Kirche ein schönes, werthvolles Bild zu schenken. Ich hielt die Predigt so gut ich konnte, und das Bild hängt jetzt in der Kirche neben der Kanzel. In den nächsten Tagen kehrte der alte Wrangel aus Schleswig-Holstein zurück und hielt mit der Garde und starker Artillerie einen stattlichen Einzug in Berlin von zwei Seiten, durch das Brandenburger und das Hallesche Thor. Die Bürgerwehr war so klug, obgleich sonst die Klugheit nicht eine hervorragende Eigenschaft derselben war, keinen Widerstand zu leisten, hatte sich aber in sehr großer Zahl auf dem Gensd'armen-Markt versammelt, wohin auch Wrangel die Truppen dirigirte; er stieg vom Pferde und ließ sich einen gewöhnlichen Stuhl bringen. Als er sich gesetzt hatte, kam der Commandeur der Bürgerwehr, redete ihn an, was er aber sagte, habe ich nicht verstanden, obgleich ich in der Nähe stand. Wrangel holte die Uhr aus der Tasche

und sagte mit großer Bestimmtheit, indem er auf die Kanonen, die in der Französischen Straße hielten, hinwies, neben denen die Artilleristen standen: „Ich verlange, daß in fünf Minuten die Bürgerwehr abziehe.“ Der Commandeur redete noch einmal; und Wrangel antwortete wieder: „Ich sage, in fünf Minuten wird die Bürgerwehr abgezogen sein,“ und wies noch einmal auf die Kanonen hin und auf die Garden, die in straffer Haltung auf der andern Seite standen. Die Bürgerwehr zog eilig ab und war aus den Straßen der Stadt, die ruhig blieb, verschwunden.

Aus der Uckermark schrieb mir ein lieber Amtsbruder, daß ein Abgeordneter der Zeitungshalle, dem Centralpunkt der Revolution, die Bauern versammelt und in einer längeren Rede die Steuerverweigerung dringend empfohlen habe. Ein für sehr gebildet gehaltener Bauer, der sogar einige Jahre das Gymnasium in Prenzlau besucht hatte, schien ihm zuzustimmen. Der ehrenfeste Schulze stand auf und sprach: „Kinder, laßt Euch doch nicht die Köpfe verdrehen, wenn im Hause Streit ist und die Frau nicht will, was der Mann will und die großen Kinder auch widerwillig werden, so spricht der Hausvater: Marsch, jeder geh an seine Arbeit; ich werde befehlen, was geschehen soll. Was hat nun der König gethan? Die Nationalversammlung raisonnirt und will nicht gehorchen, die Minister wollen auch sehr klug sein, da spricht der König: Marsch, geht nach Hause und thut Eure Arbeit. Der König kann ohne Steuern

das Land nicht regieren und muß die Unterthanen in Ruhe und Ordnung erhalten.“ Die Bauern waren überzeugt, daß der Schulze recht hatte. Der Steuerverweigerer entfernte sich sehr eilig. Der Schulze verbarg ihn in seiner Scheune, um ihn vor Mißhandlungen zu schützen. In der Nacht reiste er ab. Er nahm die Ueberzeugung mit, daß die Uckermärker zu dumm wären, um seine edlen Absichten zu begreifen.

Es ist doch merkwürdig, daß es zwei alte Männer waren, die die Macht der Revolution brachen: Windischgrätz in Wien und Wrangel in Berlin.

An einem der nächsten Tage wurde ich von Wrangel zu Tisch geladen. Es saßen an seiner Tafel viele Militärs, die sich sehr lebhaft über die Dinge, die geschehen waren, unterhielten und es besonders beklagten, daß die Soldaten nach jener schrecklichen Nacht den Befehl erhalten hätten, die Stadt zu verlassen. Wrangel hörte schweigend zu, erhob sich dann aber mit seinem Glase in der Hand und sprach: „Wir sind preußische Soldaten und haben nicht die Befehle des Königs zu kritisiren, ein preußischer Soldat thut, was befohlen wird, wenn es ihm auch sehr schwer wird und er es auch nicht begreifen kann, das ist preußische Soldatenart.“ Er trank darauf auf das Wohl des Königs und seiner Armee. Alle erhoben sich und stimmten mit Begeisterung zu. In der folgenden Nacht wurde ich gerufen, sofort zu Wrangel zu kommen. Ich bestieg das Pferd des Boten und ritt eilig nach dem Schlosse, und

fand den alten Herrn in großer Aufregung, so daß ich ihn kaum verstehen konnte; erfuhr dann aber, daß er in den Saal neben seiner Wohnung gegangen sei und dort sei ihm die weiße Dame erschienen, die, wie er sagte, sich nur sehen lasse, wenn ein großes Unglück im Königlichen Hause sich vorbereite. Er ließ sich bewegen, wenn auch mit Widerstreben, in das Zimmer zu gehen. In einer Ecke desselben stand eine große weibliche Figur, die ganz mit einem weißen Schleier verhüllt war, der sich auch sichtbar bewegte. Endlich gelang es mir auch, ihn näher an die Figur zu bringen und er sprach mit kräftiger Stimme: Sage wer Du bist und was Du willst? — Wir hörten, daß eine Stimme antwortete: Erbarmen! Erbarmen! Erbarmen! Es kam zu den Füßen ein kleiner schwarzer Knabe hervor und es erklärte sich die ganze Sache wie folgt. Der König hatte in Italien eine sehr schöne weibliche Figur in weißem Marmor gekauft, die mit dem Schleier zum Schutz gegen Fliegen und Staub behangen war. Ein kleiner Schornsteinfegerjunge war bei seiner Reinigungsarbeit in die Röhre gekommen, die in den Kamin des Saales führte. Als er aber im Nebenzimmer Geräusch hörte, hatte er sich hinter den Schleier verkrochen und bewirkte auch die scheinbare Bewegung. Ich blieb noch einige Zeit, bis sich der alte Herr beruhigt hatte. Er versicherte, er habe keine Furcht gehabt, sondern nur die Liebe zu dem Königlichen Hause und die Besorgniß

wegen eines bevorstehenden Unfalls habe ihn in Schrecken gesetzt. *)

Als 1848 die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, hatte der König gestattet, daß vor ihm im Schloß Bellevue mehrere Deputationen erscheinen durften. Einige Mitglieder der Matthäusgemeinde hatten auch die Erlaubniß dazu erhalten. Ein General winkte mir zu, und so stand ich vor dem verehrten Herrn. Nach kurzem Wort sprach der König zu mir: „Sie sind der Aufforderung, die Leichen, die in den bösen Tagen gefallen sind, zu begleiten, nicht nachgekommen, ich entschuldige Sie deshalb und habe gerne gehört, daß die Matthäusgemeinde sich gut gehalten hat.“ Zum Zeichen seiner besonderen Gnade reichte er mir die Hand. Auch der Oberbürgermeister trat vor und bedauerte oder suchte zu entschuldigen die Dinge, die geschehen waren. Der König antwortete so viel ich mich entsinne: „Die Kirche rühmt die Menschen, die Buße thun, ich aber lobe die Leute, die sich keine Vorwürfe zu machen haben.“

*) Zu den Männern, die ich in der bösen Zeit lieben und ehren gelernt habe, gehört der Minister von Manteuffel, der mit großer Festigkeit und ruhiger Besonnenheit die Ordnung einigermaßen wieder herstellte. Mit ganzer Treue und Hingabe diente er seinem Könige. Er war ein Mann, der selbst seinen eigenen Ruhm und eigene Ehre nicht ansah, wenn es galt, dem Vaterlande und dem Könige zu dienen und Unheil abzuwenden; darum brachte er auch das große Opfer und reiste nach Olmütz, um den drohenden Krieg mit Oesterreich abzuwenden. Den Grafen Wrangel und Brandenburg hat man Denkmäler errichtet, dem von Manteuffel aber nicht, obgleich er den beiden wesentlich die Wege bereitet hat.

Der Bau der St. Lukas-Kirche.

Nachdem die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt war, hoffte ich, daß man nun die gänzliche kirchliche Vernachlässigung der Stadt bedenken und erkennen werde, daß die Revolution nur möglich gewesen sei, weil die Gottesfurcht nicht gepflegt war. Es war ja nicht möglich, daß die Leute das Wort Gottes hören konnten bei dem Mangel an Kirchen; doch ward auch jetzt nicht vom Kirchenbauen geredet, und es war nicht abzusehen, wo das Geld dazu herkommen sollte. Mir aber ließ die Sache keine Ruhe. Ich arbeitete einen Plan aus, der dahin ging, durch eine mäßige Erhöhung der Gebühren bei Taufen, Trauungen und den zahlreichen Einsegnungen um etwa einen halben Thaler, einen Fonds zu gründen, aus dem ein Beitrag zum Kirchenbau gegeben werden könne. Da die Prinzeß von Preußen, die nachherige Kaiserin, sonntäglich die Matthäuskirche besuchte und ich auch der Prinzeß Luise Religions-Unterricht gab, und von Majestät viel Gnade erfuhr, überreichte ich Allerhöchstderselben den Plan mit der Bitte um ihre Unterstützung. Die Königin gab ihn

ab an das Consistorium. Der damalige Präsident erklärte ihn aber für unausführbar. Da aber meine Kirche überwiegend aus freiwilligen Beiträgen gebaut war durch die ausdauernde Zähigkeit des Herrn von Könen, so kam ich zu dem Entschlusse, auch jetzt diesen Weg einzuschlagen. Zuerst suchte ich eine Stelle, wo etwa die Kirche könnte gebaut werden. In der Bernburger Straße war in der Häuserreihe noch eine Baustelle leer. Das Stück Land gehörte einigen Droschkenkutschern und es gelang mir, es ihnen abzukaufen. Ein schmaler Streifen von kaum einem Fuß breit ganz nahe an der Straße, den man überschreiten mußte, um an das Grundstück heranzukommen, gehörte einem Stadtrath, der aber eine so hohe Forderung dafür stellte, daß ich mich nicht entschließen konnte darauf einzugehen. Ich wandte mich deshalb an seine vortreffliche Frau, die auch bewirkte, daß die Forderung um mehr als die Hälfte herabgesetzt wurde. Nun trug ich die Sache dem Kirchenvorstande vor und fand mehr Zustimmung, als ich erwartet hatte. Besonders war es der Herr Geheimrath Hegel, der mich mit warmer Liebe unterstützte, so daß meine Zuversicht wuchs. Ich entwarf eine Zeichnung zum Bau der Kirche nach meinen Gedanken. Die projectirte Kirche sollte etwa 1500 bis 1800 Sitzplätze haben. Größer kann eine evangelische Kirche kaum sein, wenn die menschliche Stimme sie füllen soll. Auf der schmalen Seite sollte der Taufstein stehen und über demselben die Kanzel, und über der Kanzel etwas zurück der

Altar, so daß die Personen, die auf den breiten Chören sitzen, ohne Treppe zu dem geräumigen Platze vor dem Altar kommen könnten; für die unten sitzenden sollten rechts und links zwei bequeme Treppen zu dem Altarə hinaufführen. Geradüber der Kanzel die Orgel, so daß Jedem, der in die Kirche trat, die Gnadenordnung vor den Augen stünde. Durch die Taufe zur Predigt des Evangeliums und durch das Wort Gottes zum Altar des wahren Leibes und Blutes des Herrn zur Vergebung der Sünden. Der König hatte wohl durch das Consistorium erfahren, daß die Matthäusgemeinde beabsichtige, eine zweite Kirche zu bauen. Er befahl, daß ich kommen solle. Ich legte ihm meinen Plan vor und sagte auch, wie das Geld solle beschafft werden, er fand meinen Gedanken „sehr ingeniös," machte mit einem Rothstift einige Aenderungen und befahl, ihn zuerst dem Oberbaurath Stüler vorzulegen. Nach meinem Entwurf waren die Kosten, ohne Orgel, auf 60,000 Thaler berechnet. Nachdem Stüler den Bauplan nach der Zeichnung des Königs geändert hatte, betrugen die Kosten fast 100,000 Thaler, und der König erklärte, daß die Kirche nach dieser Zeichnung solle gebaut werden, anders nicht. Ich erlaubte mir die Frage, ob Majestät den von der Matthäusgemeinde nicht aufzubringenden Mehrbetrag bewilligen wolle; er erwiderte aber: „Fällt mir nicht ein." Ich erinnerte an die Statuen, die auf der Schloßbrücke errichtet wären, viel Geld gekostet hätten und wenig nützten. Er erwiderte darauf: „Das verstehen

Sie nicht, die Kunst darf in Berlin nicht vernachlässigt werden." Auch erhob er Bedenken gegen den Bauplatz in der Reihe der Häuser, der ihm gar nicht gefalle. Die Kirche müsse frei stehen. Ich bat noch einmal um die Erlaubniß, nach dem wohlfeileren Plane bauen zu dürfen, aber vergeblich. Der König wies hin auf eine Stelle am Hafenplatz und befahl, ich solle mit dem Minister von der Heydt sprechen, der aber entschieden mein Gesuch ablehnte. So mußte denn die Sache ruhen. Da kam ein Mann und bot mir 2000 Thaler mehr für die von mir erworbene Baustelle. Nun entwickelte sich die Krankheit des Königs, und der Prinz-Regent trat an seine Stelle. Ich bat die jetzige Königin, die Erlaubniß zum Bau zu erwirken, und schon nach drei Tagen wurde die Genehmigung ertheilt. Der Gemeinde-Kirchenrath war bereit, nach der Zeichnung des Oberbaurath Stüler mit reducirten Kosten den Bau auszuführen. Die von mir gemachten Auslagen wurden sehr bald gedeckt durch 10,000 Thaler, die ein reicher Mann hergab. Der Herr Geheimrath Hegel übernahm mit großer Bereitwilligkeit und Eifer die nothwendigen Verhandlungen mit den Behörden, und der Patronatsbeitrag wurde festgesetzt auf 26,000 Thaler. Der Magistrat stellte 5000 Thaler in Aussicht, und anderweitige Gaben betrugen mehr als 9000 Thaler. Ein edler Graf in der Wilhelmsstraße übergab mir 4000 Thaler und versprach, mehr zu geben, wenn es nöthig sei, und hat es auch reichlich gethan. Um das Interesse für den Bau in der

Gemeinde lebendig zu erhalten, wurde sonntäglich in der Matthäikirche eine Collecte gesammelt, und der Grundstein wurde mit Gebet und Gesang gelegt. Die Matthäi-Kirchenkasse deckte die noch fehlende Summe. Ein Mann, der damals noch im Keller wohnte, stiftete die Orgel mit 4000 Thalern; ein Anderer, zum Andenken an seine verstorbene Tochter, den Altar von Marmor. Noch ein Anderer drei schöne Glocken. Noch ein Anderer die Kanzel. Wieder ein Anderer gab die Fliesen für den Altarraum. Der Diakonus Röhricht veranlaßte die Kinder des Kindergottesdienstes, den Taufstein und das Taufbecken zu stiften. Von hoher Hand wurden das Crucifix und die Leuchter geschenkt. — Im März 1861 war der Bau vollendet, auch auf der einen Seite des Thurmes ein, freilich sehr enges Pfarrhaus erbaut und auf der anderen Seite die Küsterwohnung und der Confirmandensaal.

Zu der Einweihung erschien der König. Der Gemeinde-Kirchenrath empfing ihn ehrerbietigst am Eingange und geleitete ihn auch wieder zum Wagen. Er befahl, ihm die Mitglieder des Vorstandes vorzustellen. Als ich den Namen des Geheimen Rath Hegel nannte, der mit großer Ausdauer den Bau befördert habe, fragte er noch einmal nach dem Namen und sagte darauf wie verwundert: „Es ist doch schön, daß ein Hegel Kirchen baut" — und reichte ihm die Hand. Der König war sehr gnädig und mit dem ganzen Bau zufrieden. Der Tag gehörte zu den schönsten meines Lebens und meine

Seele ging nach der Weise des 103. Psalms: Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat. Da für die Kirche noch nicht ein eigener Geistlicher angestellt werden konnte, so übernahm der Diakonus Röhricht die Seelsorge und die Gottesdienste. Der Kirchenvorstand zahlte das Gehalt weiter, wie er es bei St. Matthäus bezogen hatte. Einen eigenen Kirchhof konnten wir der neuen Parochie nicht überweisen, theils, weil unsere Mittel erschöpft waren, theils aber auch, weil wir kein Grundstück finden konnten in der Nähe der Stadt; es mußten also zunächst die Leichen der neuen Gemeinde, der der König den Namen „St. Lukas“ gegeben hatte, auf unserem Kirchhofe beerdigt werden, den wir mit großen Kosten erworben hatten. Nach einigen Jahren wurde St. Lukas (1865) ganz selbständig.

So ist nun also der Beweis geführt, daß eine Kirche die andere bauen kann, und daß sich die Vergrößerung der Gemeinde ins Ungebührliche und Unübersehbare durch Theilung und Bau einer neuen Kirche auch in Berlin verhindern läßt. Der Gemeinde-Kirchenrath darf nur die Mühe und Arbeit nicht scheuen, so wird es ihm gelingen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die Redensart: „auch die kleinste Gabe soll mir willkommen sein“ findet dabei keine Anwendung, sondern hier heißt's: „die größte Gabe ist mir die liebste.“

Nun aber wurde uns eine neue Aufgabe gestellt. Es bestand bereits ein Kirchenbau-Verein, der sich über

die ganze Stadt ausbreitete, und dem es nur gelungen war, in einzelnen Stadttheilen kleine Nothkirchlein herzurichten, der aber nicht im Stande war, das Bedürfniß zu befriedigen. Bei den prachtvollen Wohnungen, die überall entstanden und schon bestanden, mußten diese kleinen, sehr unansehnlichen Kirchen mehr als ein Nothschrei über die kirchlich verwahrlosete Stadt erscheinen. Die Kirchennoth wurde dadurch gewiß nicht beseitigt. Für die Zwölf Apostelgemeinde, die durch Abzweigung von Schöneberg entstanden war, hatte der sog. Kirchenbauverein eine solche kleine Nothkirche hergestellt, obgleich deren Seelenzahl bis auf 20—30000 gewachsen war. Der Kirchenvorstand wandte sich an St. Matthäus und erbat unsere Hülfe. Es wurde gesagt, die Gemeinde sei zu arm, um den Bau einer ordentlichen Kirche auszuführen, wie es denn gewöhnlich heißt: „Die Gemeinde ist zu arm," und das mag auch richtig sein, daß viele Gemeinden sehr arm sind an Liebe und Opferwilligkeit. Eine sehr schöne Baustelle war vorhanden und der Patronats-Beitrag stand mit Sicherheit in Aussicht. Es handelte sich nur um den Kostenbeitrag, den die Gemeinde nach den gesetzlichen Bestimmungen zu leisten hat. Der Kirchen-Vorstand von St. Matthäus hatte durch die bisherige Erfahrung den Muth gewonnen, und im Vertrauen auf Gottes Hülfe wurde zugesagt, daß wir leisten wollten, was möglich sei; und nur die Bedingung gestellt, daß uns überlassen bleibe, den Bauplan festzusetzen, so daß nicht ein Prachtbau in Aussicht

genommen werde. Es war auch diesmal der Herr Präsident Hegel, der sich entschieden dafür aussprach und wieder die Verhandlungen übernahm. Die Matthäus-Gemeinde war inzwischen durch den Bau eines Hauses für den Diakonus, den Küster und den Confirmanden-unterricht bestimmt, sehr in Anspruch genommen, stand aber in dem Rufe des großen Reichthums; das Geld jedoch, darüber ich disponiren konnte, kam nur zum geringen Theil aus der Parochie, sondern von Herren, die Unter den Linden, in der Wilhelmsstraße und ferneren Stadttheilen wohnten, die aber zu dem Kirchen-Vorstande von Matthäus das Vertrauen gewonnen hatten und regelmäßig die Kirche besuchten. So kam es dahin, daß der Bau unternommen werden konnte. Se. Majestät der König kam zur Grundsteinlegung. Er winkte mir und fragte: „Wie geht es zu, daß St. Matthäus so viel Geld hat?“ Ich erwiederte: „wir haben nicht allein einen König auf Erden, der sehr gnädig ist, sondern auch einen allmächtigen König, der zur Rechten seines Vaters im Himmel sitzt und der die Herzen der Menschen regiert und Gebete erhört.“ Der König war sehr gnädig und fügte hinzu: „ich könnte Finanzminister des Königs im Himmel werden.“ Er war sehr genau informirt über die Leistungen und Arbeiten der Matthäusgemeinde, und als ich den Herrn Präsidenten Hegel als den einzigen Arbeiter nannte, sagte er: „Es freut mich, daß Sie einen so treuen Beistand haben.“ Der Bau ging schnell vor sich, und bei der Einweihung der Kirche

erschien auch wieder der König und sprach sich sehr befriedigt aus. Jetzt ist nun die Zwölf-Apostelgemeinde so groß geworden, daß die kleine Kirche zu klein ist und das Bedürfniß, die Kirche zu vergrößern, oder eine zweite Kirche zu erbauen, immer dringender wird. Man muß zunächst noch den Gedanken aufgeben, daß hier in Berlin nur monumentale Kirchen erbaut werden können, wie sie in der Hauptstadt Deutschlands eigentlich sein sollten. Das Bessere ist des Guten Feind.

Als ein ruchloser Mensch auf den König geschossen und Gott sein Leben bewahrt hatte, erwachte in vielen Herzen das Bedürfniß, Gott dem Herrn ein Dankopfer zu bringen und zur Erinnerung an seine Gnade eine Kirche zu bauen. In der Hoffnung, daß dazu die Gaben reichlich kommen würden, ward der Bau auf dem Wedding begonnen; zuletzt fehlte es doch an den nöthigen Mitteln, um den Bau zu vollenden. Der Gemeinde-Kirchenrath von St. Matthäus setzte als selbstverständlich voraus, daß die Wahl des Geistlichen vom Könige vollzogen würde, und erklärte sich bereit, die noch fehlende Summe (75,000 M.) aus der Kirchenkasse herzugeben. Nach den Erfahrungen, die bei dieser Gelegenheit gemacht sind, wird es wohl schwer werden, in der Weise, wie St. Lukas und Zwölf Apostel gebaut sind, neue Kirchen durch freiwillige Opfer entstehen zu lassen. Nach der inzwischen eingeführten Ordnung werden die Gemeinde-Kirchenräthe von der Gemeinde gewählt, und die Majorität besteht aus liberalen Männern, die

auch nur solche Geistliche berufen, die liberal gerichtet sind. Bei St. Matthäus waren fast einstimmig nur solche Männer gewählt, die nicht daran dachten, die politischen Parteien in der Kirche zur Herrschaft zu bringen. Es ist ein gutes Zeichen, daß auch in Berlin die Kirchen, in denen Gottes Wort nach den Bekenntnissen der Väter verkündigt wird, gut besucht werden, während die Kirchen, an denen freisinnige Pastoren stehen, leer bleiben. Es ist auch kaum zu erwarten, daß bei der Weise, nach der jetzt die Geistlichen gewählt werden, entschiedene Männer hierher kommen können, sondern es werden zumeist nur solche berufen werden, die vielleicht nach beiden Seiten hin den Wünschen entsprechen möchten. Für liberale Geistliche oder solche, die dem Protestanten-Verein offenbar oder heimlich angehören, werden sich ehrlich kirchlich gesinnte Männer nicht bereit finden, Kanzeln zu bauen. Durch die Noth der Zeit und durch die im Jahre 1848 gemachten Erfahrungen sind Vielen die Augen aufgegangen, und es kann ja eine Zeit kommen, in der die Kirche auch in Berlin erstarkt und die Fahne des Glaubens an den dreieinigen Gott wieder hoch hebt, dann werden neue Kirchen gebaut werden; und wo das Evangelium seine Kraft beweist, wird auch Ruhe und Ordnung einkehren. Als St. Matthäus am Sonntage Rogate eingeweihet wurde, handelte das Evangelium des Tages vom Gebet, und die Epistel von der Arbeit, und darum ist die Gemeinde von Anfang an auf das Gebet hingewiesen, das

Kraft und Muth zur Arbeit giebt, und sie hat geleistet, was ihr möglich war. So bleibe denn nun die Gemeinde dieser Weisung treu: Bete und arbeite! Nicht durch disputiren und streiten, sondern durch beten und arbeiten kommt die Seele und die Gemeinde zum Frieden.

Das geistliche Leben in der Gemeinde.

Der Kirchen-Vorstand von St. Matthäus brachte seine Zeit nicht mit Prinzipien- und Rechtsfragen zu, sondern verhandelte fleißig darüber, in welcher Weise dazu geholfen werden könne, daß der Glaube der Kirche sich in der Liebe erweise. Erfreulich war es, daß auch in äußerlichen Dingen die Liebe zur Kirche sich zeigte. Von einer pietistisch gerichteten Familie wurde die Umgebung der Kirche mit Lindenbäumen und anderen Sträuchern geschmückt und für den Platz vor der Kirche schenkte ein Mann aus Charlottenburg die Statue des Evangelisten Matthäus. Das Innere der Kirche wurde immer mehr geziert durch schön gearbeitete Decken und Vorhänge. Nach und nach kamen hinzu die gemalten Fenster, die überwiegend Stiftungen einzelner Familien waren und viel Geld kosteten. Obgleich sonntäglich vier Gottesdienste, zwei vom Diakonus und zwei von mir, gehalten wurden, war die Kirche doch immer stark besucht. Erfreulich war es, wie der Kindergottesdienst sich entwickelte, der aber nicht die Form einer Schule an-

nahm, in der Lehrer und Lehrerinnen die Kinder gruppenweise unterrichten. Nach und nach gewann auch der Vespergottesdienst den Beifall der Gemeinde und wurde reichlich besucht. Sehr schwer aber ist es, darüber ein Urtheil zu fällen, welche Frucht bei Einzelnen, bei den Familien und in dem häuslichen Leben das Wort Gottes gewirkt hat, weil die Privatbeichte, wie sie in meiner früheren Gemeinde oft geübt wurde, hier sehr selten und nur in einzelnen Fällen gesucht wurde. Auffallend war es mir, daß während in der Uckermark die Leute immer von der Bekehrung redeten, hier nur von der Besserung gesprochen wurde; und wie groß ist doch der Unterschied zwischen Bekehrung und Besserung. Das habe ich wohl erfahren, daß Trinker und Wirthshausbesucher mäßig oder gar enthaltsam geworden sind, daß aus Dieben ehrliche Leute wurden; daß auch in einzelnen Familien der Friede sich herstellte; daß zänkische Weiber friedfertig und rohe Männer, die ihre Weiber und Kinder mißhandelten, ruhiger und geduldiger wurden. Das aber kann auch ein natürlicher Wille mit Energie erreichen, auch ohne Gottes Wort und ohne Gebet. Der Vorsatz sich zu bessern entsteht, wenn der Mensch zu der Erkenntniß kommt, daß seine Sünde ihm sein irdisches Fortkommen wesentlich erschwert und ihm nachtheilig wird, oder wenn sein Name und das Urtheil über ihn dadurch leiden. Man darf auch nicht in Abrede stellen, daß solche Besserung zur Bekehrung führen kann.

König David kam dahin, daß er im Kampfe gegen

seine Sünde beten lernte: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist." Die sittlichen Fehler haben eine doppelte Ursache, sie sind entweder aus Angewöhnung entstanden, oder durch die Erbsünde und natürliche, angeborene Neigung, dem Gesetz im Fleische zu folgen. So kam St. Paulus zu der Klage: „das Gute, das ich will, thue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, thue ich." Wenn es aber einem Menschen gelingt, sich zu bessern, so tritt die Gefahr ein, daß er mit sich selbst sehr zufrieden ist und zur eigenen Gerechtigkeit fortschreitet, wohl gar an wirkliche Bekehrung nicht denkt, sondern aus eigener Vernunft und Kraft selig werden will. Es kann aber auch geschehen, daß die Erkenntniß der einen Sünde, die er meint besiegt zu haben, ihn dahin bringt, in die Tiefe seines natürlichen Herzens zu sehen, und er so zuletzt seine Zuflucht nimmt zum Gebet und zu Gottes Wort und den rechten Weg findet. Der Herr spricht: „Es sei denn, daß ihr von Neuem geboren werdet, sonst könnt ihr nicht das Reich Gottes sehen." Es liegt in uns die Sehnsucht nach dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft, und wir finden den wahren Frieden nur allein im Glauben an des Herrn Jesu Kreuz; nur wer an die Vergebung der Sünden glaubt, hat auch die Kraft, den alten Menschen zu besiegen und im neuen Leben zu wandeln.

In meiner früheren Gemeinde hörte ich oft, daß die Leute sagten: „ich möchte gern auch einst selig

werden" — und in Sorgen waren, ob es ihnen gelingen werde, daß sie hindurchdringen und zum Frieden kommen würden, nicht durch die Werke und nicht durch Besserung, sondern durch den Glauben allein. Es ist ja möglich, daß ich kann selig werden; aber darum weil es möglich ist, ist es doch nicht gewiß, daß ich dazu kommen werde. Es ist offenbar, daß nur die das Ziel erreichen können, die an den Herrn glauben, es steht geschrieben, daß Alle, die an ihn glauben, nicht sollen verloren gehen. So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir ist nicht lieb des Sünders Tod, sondern ich will, daß er sich bekehre und mit mir lebe. Schon die natürliche Vernunft kann begreifen, daß, wenn ich das Ziel, das auf der rechten Seite liegt, erreichen will, ich nicht links gehen darf, oder still sitzen und in das Wirthshaus einkehren, in dem die Welt mit ihren Lügen Gutes und bequeme Tage verspricht. Zu den Qualen der Verdammten gehört besonders der Vorwurf: ich hätte können selig werden, ich habe aber nicht gewollt. Es ist zwar schön und gut, daß ich die Ueberzeugung gewinne, ich kann selig werden, wer aber auf Gnade hin sündigt und seiner Seele selbst nicht schont, der wird mit Ungnad abgelohnt. Wenn es in der Verdammniß verschiedene Stufen giebt, so sind in der äußersten Finsterniß die, welche gewußt haben, daß sie hätten können selig werden, und doch nicht sich bekehrt haben, die auch etwas von der Arbeit des heiligen Geistes an ihren Herzen erfahren aber ihr widerstrebt haben. Wenn auch Deine Sünde blutroth wäre,

so kannst Du doch, so lange Du noch lebst, Gnade finden, und wenn auch die elfte Stunde schon geschlagen hätte, so kannst Du doch noch angenommen werden wie jener Schächer am Kreuze. Es ist die Aufgabe des Seelsorgers, besonders denen nahe zu treten, die den ernsten Willen haben sich zu bessern, und sie weiter zu führen. Dazu reicht aber ein flüchtiger Besuch und ein kurzes Gespräch nicht aus. Ein Arzt besucht täglich Kranke, besonders wenn der Zustand gefährlich ist, und ermahnt sie, sich der Speisen zu enthalten, die ihnen schädlich sind; der Pastor soll ein Seelenarzt sein und besonders fleißig die besuchen, die zu der Erkenntniß gekommen sind, daß sie sich bessern sollen und auch wollen, z. B. die sich dem Trunke ergeben haben, oder die im Hause mit Familiengliedern unzufrieden und zänkisch sind, sich für besser halten als Andere, ein scharfes Auge haben, Schwächen und Fehler an Anderen zu erkennen und gegen sich selbst sehr blind sind. Oefters ist es mir gelungen, solche zu dem Versprechen zu bringen, etwa eine Woche lang keinen Branntwein zu trinken, oder still und geduldig eine Woche lang ruhig in ihrem Hause zu leben. Sie versprachen mir am Sonntage, wenn sie die Kirche besuchten, durch die Sakristei zu gehen und mir die Hand zu reichen, und ich konnte es ihnen ansehen, ob es ihnen gelungen sei; geredet wurde dabei nicht, sondern der Händedruck war ein Gelübde, auch in der folgenden Woche in der Enthaltsamkeit fortzufahren. Gewohnheitssünden lassen sich auch manchmal durch

Gewöhnung überwinden. Wenn sie aber aufhörten mir die Hand zu reichen, war es meine Pflicht sie zu besuchen und mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und sie zum Kampfe zu ermuntern und zu bitten, nicht in Selbstzufriedenheit zu verfallen, die der ärgste Feind des Glaubens ist. Solche Personen gerathen leicht in stolze Selbstgerechtigkeit; wenn sie aber dahin kommen, mit König David zu beten: „Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist," so ist Hoffnung, daß sie genesen.

Ein großer Uebelstand in Berlin ist, daß das Band der Zusammengehörigkeit der Gemeindeglieder ganz fehlt. Selbst der Kirchenbesuch ist kein Zeichen, daß, die in der Kirche sich sehen, Glieder einer Gemeinde sind, weil sie oft aus anderen Parochien kommen und sich nicht kennen, auch keiner um den Andern sich bekümmert. Wo aber eine wirkliche Gemeinde besteht, da ist der Einzelne gehalten und getragen von der Gesammtheit, und wenn ein Glied leidet, so leiden die andern Glieder mit. Hier sind an die Stelle der Gemeinde die Vereine getreten, die sich an keine Gemeinde gebunden fühlen und darum auch keine Pflichten haben gegen die Gemeinde. Mein Nachfolger in Brüssow stiftete mehrere Vereine: Mäßigkeitsverein, Missionsverein, Armenverein u. dgl., so daß die Gemeinde sich nicht mehr als eine Einheit fühlte, sondern sich spaltete. Jeder Verein hielt sich für wichtiger, als der andere und einer gönnte kaum dem andern die Beiträge, die er erhielt. Mein Bestreben war dort

gewesen, die Vereine fern zu halten und die Gemeinde als eine Einheit zu behandeln, und das suchte ich in folgender Weise zu erreichen.

An jedem Mittwoch Abend wurde eine Betstunde gehalten, die sehr besucht wurde; es kamen dazu oft manche reiche Bauern und sogar zwei geehrte Gutsbesitzer aus den benachbarten Dörfern; jedesmal am Schluß der Betstunde wurde eine Collecte gesammelt. Zwei Männer vom guten Rufe hielten die Becken und nahmen das Geld nach sich, besprachen sich über die Verwendung für Kranke, Wittwen und Arme. Ich ermahnte oft und viel dazu, daß Jeder, in dem ein christliches Leben erwacht war, sich recht ernstlich um das Seelenheil und den Wandel seiner Hausgenossen und seiner Nachbarn bekümmere, und erinnerte an das Wort der heil. Schrift, daß, wer eine Seele vom Tode errette, dessen Sünde nicht gedacht werden solle. Es geschah auch wohl, daß sich zwei oder drei mit einander verbanden, die für einen bestimmten Mann oder Frau, Jüngling oder Jungfrau treulich beteten, von denen sie besorgten, daß sie in Versuchung ständen oder gottlos lebten. Sie hielten nicht Reden und Ermahnungen, sondern waren darauf bedacht, ihnen dienstfertig zu sein, ihnen kleine Gefälligkeiten zu erweisen und ihnen in der Noth möglichst zu helfen. Es fanden sich auch Männer und Frauen, die bereit waren, einmal bei Kranken und Sterbenden eine Nacht zu wachen und ein Lied aus dem Porst vorzulesen. Hier in Berlin war das nicht mög-

lich zu erreichen und das Ideal von einer Gemeinde, wie es in mir lebte, auch nur annähernd zu realisiren. Es ist ja nicht anders, als daß überall Unkraut unter dem Weizen ist; die Gemeinde aber besteht aus lauter armen Sündern, und jeder darf zu dem Nächsten nicht anders kommen, als ein armer Sünder, der sich nicht überhebt, sondern allein durch Jesu Erbarmen hofft selig zu werden. Jährlich wurde zweimal an das Elend der Heiden erinnert, für sie gebetet und die Collecte für sie bestimmt. Ebenso für die Bibelgesellschaft; und wenn die Boten der Vereine kamen, so wurde ihnen im Namen der Gemeinde gegeben, was jene beiden Männer gesammelt hatten; Listen wurden nicht geführt und Jahresfeste nicht gefeiert. Regelmäßig wurde nach den Betstunden für unsere Armen collectirt und manchmal hielten sich auch Einzelne verpflichtet, mehr als einen Groschen zu geben. Es gab auch einige Familien, die sich bereit erklärten, wöchentlich für Kranke und Arme eine Speise zu bereiten, über deren Verwendung die beiden treuen Männer verfügten.

Bald nachdem ich in Berlin das Amt angetreten hatte, kam eines Tages der alte Goßner zu mir und verlangte, daß ich die Leitung seines Missionsvereins übernehmen solle; er sagte auch dabei, daß er eben keinen andern wisse, dem er sein Erbe übergeben könne, und wenn ich auch nicht ganz dazu geeignet sei, so hoffe er doch, daß ich hineinwachsen werde. Betteln sollst Du nicht; die nöthigen Mittel wird Dir der Herr zusenden,

wenn Du nur darum bittest. Ich war sehr beschämt, wagte aber nicht entschieden abzulehnen, sondern versprach, die Sache im Gebet zu überlegen; und nach einigen Tagen sagte ich ihm zu, weil die Mission unter den Heiden und die Krankenpflege den directen und bestimmten Befehl und die Verheißung des Herrn für sich haben. Auch versprach er die Sache bis zu seinem Tode fortzuführen. Wenn ich sonst keinem Vereine angehörte, so konnte ich doch hier entschieden nicht ablehnen. Diese beiden Bestrebungen gehen der Natur der Sache nach über die Grenzen der einzelnen Gemeinde hinaus. Soll und darf nun der Pastor Mitglied oder Vorstand eines Vereins sein und werden? Ich wage nicht weder mit ja noch nein zu antworten. Bei den Zuständen, wie sie nun einmal in Berlin sind, mag sich Jeder nach sorgfältiger Ueberlegung und mit Rücksicht auf die Gemeinde entscheiden. Ganz klar ist es aber, daß der Pastor der ganzen Gemeinde angehören muß und nicht vorzugsweise einem Theile derselben, besonders bei den politischen Vereinen muß er doch gewiß sehr vorsichtig sein. Er darf die Gemeinde darüber nicht in Ungewißheit lassen, daß er zu denen gehöre, die nach Gottes Wort die Treue halten gegen König und Vaterland; aber seine Kraft, seine Gaben und seine Zeit müssen zum Dienst der ganzen Gemeinde bereit sein. Die zahlreichen Vereine, wie sie entstanden sind und immer auf's Neue entstehen, sind ein Zeichen von dem Verfall und der Auflösung der Gemeinden, und es ist auch kaum zu hoffen, daß in den

großen Städten sich ein gesundes und kräftiges Gemeindeleben soll herstellen lassen. Die Kluft zwischen den Ständen, zwischen Armen und Reichen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten ist so groß geworden, daß die Grundgedanken, die nothwendigen Elemente der Einheit der Gemeinde, nicht zur Geltung kommen können, nämlich daß wir alle arme Sünder sind, die nur durch Christi Kreuz und Tod können selig werden. Es wird in Berlin viel mehr Werth auf das gelegt, was in der Welt trennt, als was vereinigt.

In St. Matthäus zeigten sich sehr geringe Anfänge davon, daß der eine anfing, sich ein Wenig um den andern zu bekümmern. Wenn Jemand, der regelmäßig die Kirche besuchte, fehlte, so wurde nach ihm gefragt, ob er etwa krank sei. Auch die Armen suchten Hülfe bei den Reichen, die sie in der Kirche sahen. Ein Primaner erhielt von seinem reichen Onkel zum Geburtstag zehn Thaler. Er nahm das Geld und gab es seinem armen Schulgenossen, der in den kalten Tagen des Winters sehr dürftig gekleidet war, um sich einen warmen Rock zu kaufen. Eine hochgestellte Frau entschloß sich, um dadurch einigen Zwecken in der Gemeinde zu dienen, ein eigenes Haus zu bauen. Die Warteschule, die keine Wohnung mehr finden konnte, wurde darin aufgenommen, auch ein Saal gebaut, in dem von Frauen und Jungfrauen den Kindern der Gemeinde unentgeltlich Näh- und Strickunterricht ertheilt wird. Auch finden die wöchentlichen Uebungen des Kirchenchores dort statt, Missionsnähen u. dgl. mehr. Ueber dem Saal sind

acht kleine Stuben, in welchen gegen billige Miethe einzelne alte Frauen wohnen.

Der Gedanke, der der jetzigen Gemeinde-Verfassung zum Grunde liegt, ist gewiß darauf gerichtet, die Gemeinde zu organisiren. Da aber die Wahl des Gemeinde-Kirchenraths von der ganzen Gemeinde vollzogen wird, so kommt es darauf an, ob die Majorität auf die wirklichen Bedürfnisse der Gemeinde gerichtet ist und das Reich Gottes im Auge hat, oder ob politische Bestrebungen vorherrschen. Wenn der Gemeinde-Kirchenrath aus lauter Männern besteht, die ein von der Liebe zum Herrn erwärmtes Herz haben und an ihrer eigenen Bekehrung treulich arbeiten, so kann er viel Segen schaffen. Es ist ganz falsch, wenn die Unkirchlichen nicht mehr als Glieder der Gemeinde angesehen werden; es gehören dazu auch Demokraten und Kirchlich-liberale; Unkraut und Weizen wachsen auf demselben Boden, und der Herr hat verboten das Unkraut auszujäten. Aber durch die Majoritätswahlen kann das Unrkaut den Weizen überwuchern und unterdrücken und dem Pastor Hände und Füße binden. Bei St. Matthäus hat Gott Gnade gegeben, daß nur solche Männer gewählt wurden, die nicht auf Erweiterung ihrer Rechte bedacht waren und nicht über Prinzipien und politische Dinge disputirten, sondern die Pflege und das Wohl der Gemeinde im Auge hatten. Als General-Superintendent habe ich Gelegenheit genug gehabt, die Seufzer mancher Pastoren

zu hören über die Kirchenräthe, die ihnen mehr ein Hinderniß, als eine Hülfe im Amte sind.

In den beiden großen Bauerndörfern, zu denen ich zuerst als Hülfsprediger geschickt wurde, wäre es wohl möglich gewesen, wirkliche Gemeinden zu bilden, die Elemente dazu waren vorhanden. Der alte liebe Küster, der die meisten Leute durch seine Schule hatte gehen sehen, kannte auch Alle und verstand uckermärkisch derb und auch wohl grob mit ihnen zu reden, was sie sich willig von ihm gefallen ließen. Er wäre auf meine Gedanken gewiß bereitwillig eingegangen; mir aber fehlte die rechte Erkenntniß und auch wohl der Muth; ich besorgte auch, daß der alte Pastor mir sein Vertrauen und seine Liebe entziehen würde, besonders da er oft nicht ohne Anzüglichkeit über Pietismus klagte. — Auf der zweiten Stelle fand ich in den drei kleinen Dörfern nur arme Tagelöhner, die oft wechselten und mit Sorgen um das tägliche Brod kämpften. Erst als ich in eine kleine Stadt kam, gewann ich die Ueberzeugung, daß ich meinem Amte nicht genügen könne durch die Predigt und durch die sog. spezielle Seelsorge ohne Beistand und Hülfe der Gemeinde, und es ist gewiß falsch, wenn man, wie es mir wohl begegnete, sich besonders zu denen hält, in denen der Glaube schon erwacht ist. Die Briefe des großen Apostels wenden sich immer an die Gemeinden. Die Gemeinde als solche muß, wie der einzelne Mensch, auf ihre Ehre und ihren guten Namen halten. Der lebendige Glaube kann ohne die guten Werke nicht sein.

Die Vereine, die besonders aus solchen bestehen, die etwa der Kirche und dem Glauben zugethan sind, haben es leicht, Befriedigung zu finden: Sie gehen in die weite Ferne zu den Heiden, oder zu einer unbegrenzten Allgemeinheit; und dabei giebt es einzelne Vereinsmitglieder, die sich kaum um das Seelenheil ihrer Kinder oder des armen Mädchens, das in ihren Diensten steht, ernstlich bekümmern. Das Gebot des Herrn geht aber dahin: „Du sollst Deinen Nächsten lieben.“ Mein Nächster ist der, mit dem ich nach Gottes Willen verbunden bin. Die Nächsten des Kindes sind Vater und Mutter und die Geschwister, die sollst Du lieben und ihnen dienen und gehorsam sein. So ist jeder Mensch zunächst an seine Hausgenossen, Verwandte, Vorgesetzte und Untergebene gewiesen, und erst, nachdem die Liebe hier sich geübt hat, mag sie nach Afrika oder Asien gehen. Wenn man die Kinder im Confirmanden-Unterricht fragt: wer ist Dein Nächster? so antworten sie wohl: „Alle Menschen sind mein Nächster.“ Es ist auch richtig, daß jeder Mensch mein Nächster werden kann, wenn Gott mich mit ihnen zusammenführt. — Bei der Wohlthätigkeit kommt es besonders auf die persönliche Berührung an. Es genügt wirklich nicht, seinen Namen und seinen Beitrag in eine Liste zu schreiben; das ist sehr bequem und leicht, aber eine wahre Befriedigung giebt es gewiß nicht. Die Vereine sind wie die Wasserreiser an einem kranken Baum, die zwar aussehen, als wären sie gesund, aber die Säfte des Baumes consumiren. So sind auch

die Vereine ein Zeichen, daß die Gemeinde sich nicht in gesunder Entwickelung befindet.

Ich komme immer wieder darauf zurück, daß es in den großen Städten darauf ankommt, die großen Parochien so lange zu theilen und so lange Kirchen zu bauen, bis es möglich wird an eine Gemeindebildung zu denken. Auf den Universitäten erhält der Student wohl eine Anweisung, wie er predigen und auch Seelsorge üben kann und katechisiren soll, und zu meiner Zeit gab der alte, liebe Hofprediger Strauß wohl manche kräftige Anregung, doch wie der Pastor es zu der Gemeindebildung bringen soll, davon war nicht die Rede. Jeder Pastor, der auf dem Lande in kleineren Gemeinden steht, sollte wenigstens auf Sammlung der Gemeinde bedacht sein. Es waren nur wenige Apostel, die der Herr um sich sammelte, und er schickte sie aus in alle Welt, Seelen zu gewinnen und durch diese das Band der Liebe zu Gemeinden zusammen zu binden. Die Liebe jedoch ist wie das Feuer, das nicht allein leuchtet, sondern auch erwärmt und auch die Kinder der Welt kommen und wärmen sich daran. Der Herr spricht: „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden, was wollte ich lieber, es brennete schon?"

Die Liebe zum Nächsten ist die Kraft, aus der die wahre Gemeindebildung hervorgeht und ohne dieselbe kann sie nicht zum Leben und zur Wirksamkeit kommen. Wer aber mein Nächster ist, hängt nicht immer von meiner Wahl ab, sondern von Gottes Regiment. Es

giebt Menschen, die mir von Vornherein antipathisch sind, aber Gottes Gebot verpflichtet mich, daß ich sie lieben soll, wie mich selbst. Der Egoismus ist das Gegentheil von der christlichen Liebe. Der Irdischgesinnte trachtet nur nach guten Tagen und nach Befriedigung seiner Begierden und spricht: was geht mich mein Nächster an. Die wahre Selbstliebe besteht darin, daß ich den Frieden meiner Seele suche und bewahre, damit ich einst möge selig werden. Die Liebe zum Nächsten verpflichtet mich, ihm zu dienen und zu helfen, so viel mir möglich ist; besonders aber soll ich darauf bedacht sein, ihn auf den rechten Weg zu leiten, daß er treu und fleißig seine irdischen Pflichten erfülle und den Frieden seiner Seele durch das Gebet und den Glauben an Gottes Regiment suche; damit er trage, was Gott in seinem wunderbaren Rath ihm auflegt, und entbehre, was ihm versagt wird. Wenn Du aber Deinem Nächsten gegenüber kalt und gleichgiltig bist, wenn Du Dich satt essen kannst, während Dein Nächster hungert, fröhlich leben, während Dein Nächster krank und elend ist, so denke an den reichen Mann, der sich nicht des armen Lazarus erbarmte, welcher vor seiner Thür lag, und darum auch nicht Gnade fand. Wie sind doch die Verhältnisse hier in Berlin so herzlos geworden! die selbst in einem Hause wohnen, bekümmern sich nicht um den oder die, welche Gott an sie gewiesen hat. Der Herr unser Heiland kam in seiner Liebe zu uns hernieder, obgleich wir doch so viel gesündigt haben und seiner Liebe nicht werth

sind. Wer aber seine Gnade erfahren hat, der liebt auch seinen Nächsten. Mit dem Maaß, mit dem Du missest, wirst Du einst wieder gemessen werden. Ob mein Nächster mir gefällt oder nicht, ob die Verhältnisse, in denen er lebt, den meinigen entsprechen, ob er an Bildung und Vermögen mir gleich steht, darauf kommt es nicht an und deshalb bin ich nicht berechtigt, mich von ihm zurückzuziehen, oder mich nicht um ihn zu bekümmern. Das Gemeinsame besteht doch darin, daß er und ich beide arme Sünder sind, und daß wir beide nur allein durch den Glauben an die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, unsers Heilandes, können selig werden. Wie nun der Herr seine Herrlichkeit ablegte und in Knechtsgestalt anf Erden erschien, so lege auch Deinen Hochmuth und Stolz ab und suche Deinem Nächsten in herzlicher Liebe nahe zu treten. Ich habe Offiziere kennen gelernt, die großen Einfluß auf die gemeinen Soldaten oder die ganze Schwadron ausübten und darum in kindlicher Liebe geehrt wurden. Auch bin ich einem Gutsherrn nahe getreten, der des Sonntags Abends in seinem Schlosse von den Einwohnern im Dorfe besucht wurde und ihnen erbauliche Sachen vorlas. Er stand in großer Achtung, wurde sehr verehrt, und es war den armen Tagelöhnern ein wirkliches Bedürfniß, sich seine Liebe und sein Vertrauen zu erwerben. Ebenso fehlt es nicht an Beispielen, daß ein armer und geringer Mann durch seine Treue im Dienst seinen Herrn auf das Evangelium aufmerksam gemacht und für das Reich

Gottes gewonnen hat. So ist mir ein frommer Jüngling bekannt geworden, der als Offizierbursche diente; als er einst auf Urlaub bei seinen Eltern war, erzählte er mir mit großer Freude, daß sein „Herr Lieutenant“ schon ganz aufgehört habe, zu fluchen und geduldig und langmüthig geworden sei.

Die Art und Weise, wie im Ganzen die Gemeinde lebt, ist eine Macht, unter deren Zucht alle Glieder und auch der Pastor stehen. Es giebt einzelne Sünden, die in manchen Gemeinden sehr milde beurtheilt werden, wie z. B. Holz= und Obstdiebstahl, Sonntagsarbeit und dergl. Kirchenzucht muß durch das Leben und Wort des Pastors geübt werden. Eine Gemeinde, in der ein wirkliches Leben erwacht ist, schärft das Urtheil über das Verhalten der Einzelnen. Erweckte Männer, die in der Bekehrung stehen, üben einen großen Einfluß auch über Andere aus; sie lassen es auch nicht ganz daran fehlen, mit ihren Nachbarn ein brüderliches Wort zu reden. So unterbleibt die Sonntagsarbeit und so entsteht der Besuch des Gottesdienstes als eine Pflicht eines Jeden. Eine besondere Kirchenzucht ist die Privatbeichte, die freilich in unseren Tagen ganz aus der Uebung gekommen ist zum großen Nachtheile der Kirche. Erst wenn alle anderen Dinge erschöpft sind, kann von der Ausschließung vom Sakrament die Rede sein. Die vornehmste Aufgabe des Pastors muß immer darauf gerichtet sein, ein Häuflein zu sammeln, das Gott vor Augen und im Herzen trägt. Das Beispiel der Frommen ist wirksamer als die Predigt.

Eltern erzählen nicht gerne die Sünden ihrer Kinder,

und ein Pastor, der die Schandthaten, die in seiner Gemeinde geschehen, erzählt, um vielleicht die Erfolglosigkeit seiner Arbeit zu entschuldigen, stellt sich selbst ein schlechtes Zeugniß aus. Es ist gewiß keine rechte Liebe, wenn Eltern ihre Kinder ohne Bitte und Warnung, ohne Zucht gehen lassen, so muß auch ein Pastor nicht müde werden zu warnen, zu bitten und zu ermahnen. Besonders in der Privatbeichte kann Mancher zu ernsten Gedanken erweckt werden; es ist aber eine schwere Aufgabe für den Pastor, die recht zu behandeln, die sich zur Privatbeichte anzumelden kommen. Was ihm in der Privatbeichte gesagt wird, muß ein heiliges Geheimniß bleiben und darum will ich auch darüber meine Erfahrungen nicht mittheilen. Das will ich nur noch kurz sagen, daß es kein anderes Mittel giebt, die Ehre der Gemeinde zu erhalten und Schande und Sünden abzuwenden, als gerade die Privatbeichte. Kirchenzucht wie eine Polizeimaßregel zu üben ist nicht allein sehr bedenklich, sondern auch oft mehr schädlich, als nützlich, und darf erst zur Anwendung kommen, wenn alle andern Mittel erfolglos geblieben sind.

Bei der Kirchenzucht kommt es wesentlich auf den Zustand der Gemeinde an. Ich kann aus Erfahrung darüber wenig sagen. Nur einmal bin ich in der üblen Lage gewesen, selbst gezüchtigt zu werden, da ich bei der Behörde verklagt wurde und mich in meinem Gewissen gezwungen hielt, den Gehorsam zu versagen, was gewiß ein sehr bedenklicher Schritt war. Ich sollte gezwungen werden ein Paar zu copuliren, dessen Trauung ich ablehnen zu müssen glaubte.

Ich wurde deshalb vom Amte suspendirt; ein anderer Geistlicher wurde geschickt, der für mich den Gottesdienst hielt und das Aufgebot vollzog, so daß nun die Trauung von ihm geschehen konnte. Wenn der Geistliche glaubt genöthigt zu sein, Kirchenzucht zu üben und sogar das Sakrament zu versagen, so muß er doch vor allen Andern sich sorgfältig prüfen, ob er nicht auch selbst Schuld sei, daß Dieser oder Jener so weit gekommen ist, daß man ihm das heilige Abendmahl versagen muß. Die neue Kirchenordnung schreibt zwar vor, daß die Entscheidung dem Gemeinde-Kirchenrath zustehe, aber über das Gewissen kann man (wenn er auch aus ordentlichen Männern besteht) ihm doch kein Recht zugestehen und sich dabei beruhigen. Es ist vielmehr geboten, ohne Leidenschaft und Zorn mit dem tief Gefallenen zu verhandeln, daß er von seiner Forderung abstehe. Es darf darüber nicht geredet werden, auch nicht mit dem Kirchenrathe, damit der Betreffende sich nicht öffentlich beschimpft und beleidigt ansieht. Der Herr hat dem heiligen Geiste das Amt zu strafen übertragen; man kann mit Sicherheit voraussetzen, daß der, welcher in große Sünde gefallen ist, innerlich die Züchtigung des heiligen Geistes fühlt, und daß die Warnungen, den Leib des Herrn nicht unwürdig und zum Gericht zu empfangen, auf ihn einen Eindruck machen. Es ist mir öfters gelungen, solche Personen zu bewegen, daß sie zunächst von der Theilnahme am Abendmahl Abstand nahmen, und bei weiteren Verhandlungen sich dahin leiten ließen, ihre Sünden zu bereuen und den Vorsatz der Bekehrung faßten.

Die Partheien in Berlin.

Sowohl in politischer als auch in kirchlicher Hinsicht war die Matthäusgemeinde keineswegs eine Einheit, sondern alle Partheien waren darin vertreten, wie man überhaupt von einer Gemeinde kaum noch hier reden kann. Die Parochie hat zwar ihre Grenzen, aber die Kirchenbesucher und selbst die Theilnehmer am Sakrament kommen zum Theil aus andern Stadttheilen. Man kann nur annehmen, daß die Mitglieder einer Parthei sich vorzugsweise um eine Kanzel sammeln, je nachdem der Pastor ist, liberal oder conservativ, orthodox oder freisinnig. Im Ganzen konnte ich annehmen, daß in St. Matthäus sich solche Leute versammelten, die nicht ausgesprochen liberal waren. Hin und wieder kam auch wohl ein Anderer, vielleicht aus Neugierde, oder auch um zu kritisiren. Oft erhielt ich sehr scharfe Zuschriften, manchmal auch nachdrückliche Drohungen. Sehr dankbar muß ich aber bekennen, daß die Herren, die den Vorstand der Kirche bildeten, recht liebe brave Männer waren, mit denen ich

mich sehr wohl verständigen konnte. Für eine eigentliche Gemeindebildung fand ich aber auch bei ihnen kein Verständniß. Jeder hatte seine eigene Partheistellung und gehörte zu einem Verein, in welchem er glaubte Gesinnungsgenossen zu finden. In kirchlicher Hinsicht gab es Einige, die da meinten, sie wären Lutheraner; Andere, sie seien reformirt; Andere unirt; noch Andere: wir sind evangelische Christen, und sehr Viele bekümmerten sich um dergleichen Fragen gar nicht. Hengstenberg warnte mich vor jeder Theilnahme an Partheien und Vereinen; der alte Goßner lachte über die anonymen Briefe, und ermahnte, daß ich mich auf der Kanzel und im Umgange immer so aussprechen solle, daß ich mit meiner kirchlichen Richtung voll und ganz im Bekenntniß der lutherischen Kirche stehe und in politischer Hinsicht der Regel des Apostels Paulus folge: Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb. Die Vereine in Berlin sind ein Zeichen, daß von Vielen die Noth und das Elend in der Stadt gefühlt und erkannt wird, und daß es nicht an Solchen fehlt, die Barmherzigkeit gerne üben. Jeder Verein hat sich eine schöne Aufgabe gestellt, und man möchte wohl zu allen gehören und sie alle unterstützen. An einem Tage gingen oft fünf oder auch sechs Aufforderungen zu Beiträgen ein: für die Mission in Spanien, in Afrika, für Anstellung von Geistlichen in Amerika, für den Oberlinverein, zu Ferienkolonien für Kinder, für Siechenhäuser und Krankenhäuser, Magdalenenstift 2c. 2c. Eine Gemeinde entsteht aber nicht dadurch, daß die Liebe in weite und unbegrenzte Ferne geht, oder

in eine unbestimmte Allgemeinheit sich verliert. Die Grundlage einer lebendigen Gemeinde ist das Gebot des Herrn: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst. Wenn mein Nächster krank ist, so muß ich mich verpflichtet halten, ihn zu pflegen, wenn ihn hungert, ihn speisen und wenn er weint, ihn trösten. Wittwen und Waisen und die in Trübsal sind, besuchen, ist der Gott wohlgefällige Gottesdienst. Oft habe ich wohl daran gedacht, in der großen Gemeinde kleinere Kreise zu bilden, einen Theil von Häusern einer Straße so zu verbinden, daß sich Einer um den Andern bekümmere und hin und wieder ist es mir auch in geringen Anfängen gelungen, die Reichen und Vornehmen zu bewegen, den Armen und Elenden zu helfen und sich derer anzunehmen, die unten im Keller oder oben unter dem Dache wohnen. Es ist sehr bequem und leicht, Mitglied eines Vereins zu werden und seinen Beitrag zu zahlen. Eine schwere Arbeit ist es aber, seinen Nächsten zu lieben. Es gehört dazu viele Selbstüberwindung, Selbstverleugnung, Demuth, Aufopferung an Zeit und Kraft. Es giebt zwei Aufgaben, die ein Christ hat, die der Einzelne nicht allein lösen kann. Der Herr hat geboten, daß den Heiden das Evangelium gepredigt werden soll. Da ich nicht selbst zu ihnen gehen kann, so muß ich dazu helfen, daß Missionshäuser bestehen, in denen die Missionare ausgebildet, in die Heidenwelt geschickt, dort unterhalten, Gemeinden gebildet und Kirchen gebaut werden können. Dahin gehören auch Krankenhäuser, Hospitäler, Siechenhäuser und dgl.,

die der Einzelne nicht stützen und unterhalten kann. Es giebt zwar große oder reiche Leute, die dergleichen Stiftungen gemacht haben, wie z. B. A. H. Francke in Halle, Friedrich Wilhelm IV. Bethanien, Goßner das Elisabeth-Krankenhaus und dgl., aber dergleichen Anstalten müssen auch durch die Liebe gepflegt und unterhalten werden. Die Kirche besteht aus den einzelnen Gemeinden und nur, wenn in denselben die Liebe lebt und arbeitet, wird auch die Mission nicht über Mangel und Noth zu klagen brauchen. Jetzt ist es dahin gekommen, daß ein Verein dem andern sein Bestehen und seine Wirksamkeit schwer macht. Es kann ein gesundes, kirchliches Leben sich in Berlin nur entwickeln, wenn die unübersehbaren Gemeinden so gespalten werden, bis wirkliche Gemeinden entstehen, in denen es möglich ist, daß das Gebot des Herrn: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst — die Lebenskraft der Kirche wird. Die Wirksamkeit des Pastors hat nur dann einen Erfolg, wenn in der Gemeinde Einige sich befinden, denen es ein voller und ganzer Ernst ist, nach ihrer Seligkeit zu trachten, die durch ihr Beispiel, durch die Verleugnung der Welt, durch ihre Uebung gottselig zu leben, Zeugniß geben von der Kraft des Evangeliums. Ein junger Mensch, der sich wirklich bekehrt hatte, wurde von einem vornehmen Herrn zum Diener angenommen. Ein Kind im Hause erkrankte sehr schwer. Die Eltern waren trostlos. Als der Herr in die kleine Stube ging, um dem Diener einen Auftrag zu geben, fand er ihn, wie er auf seinen Knien lag und für das

Kind und seine Herrschaft betete und seine getroste Zuversicht aussprach, daß der Knabe nicht sterben werde; das Kind genas. Der Herr sprach mir die Ueberzeugung aus, daß das Gebet seines Dieners das Kind vom Tode errettet habe; seitdem fing er an, täglich mit seiner Familie und der Dienerschaft das Morgengebet zu halten, und Gott der Herr segnete ihn und sein Haus, so daß er mit den Seinen zum Frieden der Seele hindurchdrang. Es war mir rührend, mit welcher Liebe er seinem Diener zugethan war, und wie er auch in seinem Kreise frei und offen bekannte, daß eine Familie den größten Schatz habe, wenn der Glaube an Gottes Wort im Hause lebe. Von ihm aus ward auch bei Etlichen ein neues Leben erweckt.

Das ist die Schwäche der Vereine, daß unter den Mitgliedern keine Zucht geübt werden kann. Es giebt Mitglieder der Missionsvereine, die nicht anders leben als die Heiden, und Mitglieder des Vereins zur Besserung der sittlich Verkommenen, die dabei nicht daran denken, sich selbst zu bekehren. Der natürliche Mensch kann wohl in irdischen Dingen den Armen helfen, aber in geistlichen Dingen kann nnr der helfen, der sich selbst bekehrt und die Kraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen erfahren hat. Das Wort Gottes ist wie ein Sauerteig, der die ganze Gemeinde durchsäuern soll. Durch schöne Worte und Reden wird kein Mensch zur Bekehrung getrieben, sondern allein durch die Liebe und durch das Beispiel, das die geben, die im neuen Leben wandeln. Die Judenmission ist darum von

geringem Erfolge begleitet, weil die Juden das gottlose Leben der Christen sehen, und die Missionare unter den Heiden klagen sehr über das böse Beispiel, das die Christen den Heiden geben, mit denen sie in Berührung kommen. Die Orthodoxie richtet es nicht aus, sondern der gesunde und kräftige Pietismus. Die Leute achten sehr auf den Lebenswandel ihres Pastors, und er darf sich nicht in seinem Leben und Wandel der Welt gleichstellen. Die eigene Bekehrung ist die erste und vornehmste Forderung, die man an ihn stellen muß. Ein Pastor, der das Theater besucht, Karten spielt und öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnt, wird schwerlich Eingang finden. Die Bekehrung ist aber nicht in der Vergangenheit zu suchen, sondern sie muß täglich geübt werden, weil sie eine Arbeit ist bis ans Ende, und Jeder, der stirbt, muß doch zuletzt mit dem Seufzer sterben: Gott sei mir Sünder gnädig! Darum muß ein Pastor mit seiner Liebe und Fürbitte sich auch denen nicht entziehen, die auch heute noch ganz unzugänglich zu sein scheinen. Es giebt Beispiele genug, daß die Letzten die Ersten werden.

Wenn ich auch von einer eigentlichen Gemeindebildung kaum einen Anfang fand, so muß ich doch anerkennen, daß, wo ich Kranke und Elende fand, die andern Hausgenossen sich bereit erklärten zu helfen. Es fehlte nicht an solchen, die mitleidig gegen Kranke und Nothleidende waren, aber keine Verpflichtung dazu fühlten, sich um das Seelenheil Anderer zu bekümmern und auch wohl kaum daran dachten, ihre eigene Seele zu retten. Andere waren

durch böse Erfahrungen von List und Niederträchtigkeit dahin gebracht, sich ganz zurückzuziehen, meinten auch, daß sie keine Zeit haben, sich um ihren Nächsten zu bekümmern. Durch die Vereine wurden die besten Glieder ihren Verpflichtungen gegen die Gemeinde entfremdet. Die Arbeit des Pastors ist aber nur dann von Erfolg, wenn in der Gemeinde sich ein Häuflein befindet, das von der Liebe zum Nächsten erwärmt ist. Es kommt also alles darauf an, das Gemeindebewußtsein auch in Berlin zu erwecken, was doch aber kaum wird möglich sein. Einige aber werden sich doch finden lassen, die mit ihrem Gebet und mit ihrer Liebe nicht in die Weite und unbestimmte Ferne gehen, sondern auf die sich richten, die nach Gottes Willen ihre Nächsten sind.

Eine andere Schwierigkeit für den Geistlichen ist die Bettelei und besonders bei St. Matthäus, weil in der Parochie mehr reiche und hohe Beamte wohnen, als in andern Parochien. Anfangs wurde ich förmlich von sog. Armen zum Theil aus fernen Stadtgegenden überlaufen; auch fehlte es nicht an solchen, die sich nicht mit kleinen Gaben abfinden ließen, sondern die mehr haben wollten, nicht kleine Geschenke, sondern größere Summen zur Miethe begehrten, aber sehr bestimmt versprachen, das Geld nach einiger Zeit zurückzugeben. Meine Frau hatte in Brüssow unerwartet 400 Thaler geerbt. Wir beschlossen, damit armen Handwerkern durch Vorschüsse zu helfen. Als ich versetzt wurde, sagte ich den Leuten, daß sie mir das Geld möchten wieder geben, was auch geschah, bis

auf 5 Thaler, die ich dem armen Schneider zum Geschenk anbot; er hat sie mir aber doch noch zugeschickt. Ich war bereit auch hier in Berlin diese 400 Thaler zu verborgen und Einigen in Verlegenheiten zu helfen, aber meine 400 Thaler sind verschwunden, und ich habe keinen Groschen davon wiedergesehen. In den ersten Tagen kam ein armer Mann zu mir und bat sehr dringend um ein Hemd. Meine Frau ließ sich bewegen, ihm ein solches zu geben. Gerade über wohnte ein Kellerwirth, der mir das Hemd wieder für 4 Groschen zum Kauf anbot. Der arme Mann hatte es ihm verkauft und dann sich so betrunken, daß er taumelnd kaum den Ausgang habe finden können. Ich klagte Hengstenberg diese und andere Erfahrungen; er lachte mich aber aus und sagte: die Berliner werden Sie noch klug genug machen. Dankbar muß ich es anerkennen, daß reiche Leute aus der Gemeinde mir Geld schickten mit der Ueberschrift „für Arme" und daß auch bei dem Beichtopfer oft kleine Gaben waren mit derselben Aufschrift. Meine Sorge und Verlegenheit wurde dadurch nicht beseitigt, denn ich wußte ja nicht, ob die kleinen Gaben wirklich würden in rechter Art verwendet werden und den Vereinen mochte ich es auch nicht übergeben, weil diese mit ihrer Wohlthätigkeit weit über die Gemeinde hinausgingen. Oft genug bin ich aufgefordert, Mitglied einiger Vereine zu werden, habe es aber gewöhnlich abgelehnt. Im Jahre 1848 entstanden auch viele politische Vereine mit zum Theil schön klingenden Namen; es war für mich aber

keine eigentliche Versuchung, ihnen beizutreten, ich verstand die politischen Dinge zu wenig und hatte auch nicht die Gabe über Dinge zu reden, die ich nicht gründlich verstehe. Ich hielt es aber für meine Schuldigkeit, aus meiner Stellung zu den Bewegungen der Zeit auf der Kanzel kein Geheimniß zu machen, sondern nachdrücklich zu ermahnen, dem Worte Gottes gemäß: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Demokratische Schreier haben es auch nicht unterlassen, mir in anonymen Briefen nicht eben schmeichelhafte Worte und kräftige Drohungen ins Haus zu schicken, wie z. B. „nichtswürdiger Mucker,“ „infamer Heuchler,“ „Schurke,“ „Lump“ und dgl., „man wird Dich schon zu finden und zu strafen wissen;“ ich muß aber bekennen, daß mir Niemand etwas gethan hat, sondern wenn ich bei Leichen und Taufen mit solchen Leuten zu verhandeln hatte, wurde mir mit Artigkeit und Achtung begegnet.

Mit großem Interesse bin ich der Bewegung gefolgt, die der Hofprediger Stöcker hervorgerufen hat. Ich habe oft seinen Muth bewundert und seine großen Gaben als Volksredner. Es sind besonders drei Stücke, die er behandelt hat.

1. Den Liberalismus in seinen schädlichen Folgen für das Volk;

2. die Macht und den Einfluß, den die Juden gegenwärtig ausüben;

3. die wachsende Gottlosigkeit.

Als ich vor einigen Jahren von Mitgliedern eines

conservativen Vereins in der Provinz aufgefordert wurde, eine Rede zu halten behufs der Wahl zum Abgeordneten-Hause, hielt ich es für geboten nicht darauf einzugehen, theils weil ich mir nicht zutrauen konnte, über politische Dinge zu reden, theils weil ich sehr reichlich mit den Arbeiten in meiner Gemeinde beschäftigt war.

Wenn Stöcker von großer Liebe zu dem Volke und von großem Mitleiden mit den Zuständen, wie sie sich entwickelt haben, sich dazu getrieben fühlte, so war seine Stellung eine wesentlich andere, als die meinige. Am Dom stehen außer ihm noch drei andere Geistliche, sehr begabte und tüchtige Männer. Die dazu gehörigen Gemeindeglieder wohnen zerstreut in der ganzen Stadt und in allen anderen Parochien, die Geistlichen haben das Recht, ihre Gemeindeglieder zu besuchen und zu pflegen; auch muß man zugeben, daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Parochie wenig oder gar keine Bedeutung hier hat, die Domgeistlichen sind eigentlich Missionare für ganz Berlin. Ein Missionar predigt zuerst den Heiden das Evangelium, und wenn es ihm gelingt ein Häuflein zu sammeln, so stiftet er eine Station. So hielt auch Stöcker zuerst in großen Volksversammlungen seine zündenden Ansprachen. Da es aber nicht möglich war, sich um die, bei denen er Eingang fand, zu bekümmern, so sah er sich genöthigt, durch Gründung der Stadtmission seiner Wirksamkeit eine Organisation zu geben. Er suchte nach Männern, die fähig und tüchtig sind, gesunde, christliche Ideen zu

erwecken und zu pflegen. Wie einst durch die Conventikel nicht wenige zum christlichen Glauben und Leben erweckt wurden, so hoffte er, daß es auch in Berlin geschehen werde. Es ist offenbar, daß das auch nicht ganz unterblieben ist. Manche haben die Phrasen des Liberalismus aufgegeben und haben auch den nachtheiligen Einfluß der Juden auf unser Volk erkannt; Stöcker wurde daher von den Liberalen und Juden sehr gehaßt und verfolgt und seine Thätigkeit wurde auch von Vielen, auf deren Beistand er wohl zu hoffen berechtigt war, getadelt und gemißbilligt. Daß ein Mann, der so viel und oft reden mußte und an die Oeffentlichkeit trat, Manches redete und that, wodurch der Mißgunst Nahrung gegeben werden konnte, war wohl nicht zu vermeiden. Viele hielten es für unpassend und unschicklich, daß ein Geistlicher in dieser Weise thätig sei. Daß aber Stöcker seine Kraft, seine Gaben und seine Liebe zu unserem Volke, und besonders zu Berlin in dieser Weise gebrauchte, war und blieb doch eine wunderbare Erscheinung und es wurde von Vielen nicht begriffen, daß ein Mann, der ruhig und still leben konnte, sich dem Hasse und auch wohl der Verachtung aussetzte. Ich hatte von Anfang an eine Anerkennung für ihn, wenn er auch ganz andere Wege einschlug, als nach meiner Meinung nöthig waren, die aber freilich nur langsam eine Wirkung haben konnten. Die Zerstückelung der übergroßen Parochien und die Anstellung mehrerer, tüchtiger Geistlichen schien mir das dringendste Bedürfniß zu sein. Die Stöckersche

Thätigkeit griff in die einzelnen Parochien ein und war nicht geeignet, ein Gemeindeleben zu erwecken und zu gründen. Nach meiner Auffassung wurde durch ihn das Partheiwesen und das Vereinswesen gefördert und der Friede in den Gemeinden nicht erweckt. Wenn ich nun auch nicht in jeder Hinsicht mit Stöcker gehen konnte, so muß ich den Mann doch lieben und ehren, der seine Kraft und Zeit in dieser Weise verwendet und sich selbst dem mißliebigen Urtheil der Philister aussetzt. Es ist auch für die Faulen und Bequemen viel leichter, zu kritisiren und klug zu reden, als den herrschenden Verirrungen entgegen zu treten. Von vielen Seiten hört man es mißbilligen, daß ein Geistlicher, und noch dazu Hofprediger, sich in politische Händel mische. Es ist aber doch offenbar, daß Stöcker immer bei der Bekämpfung des Liberalismus und der Juden von gesunden, christlichen Gedanken geleitet wird und die Autorität des Wortes Gottes im Volke aufrecht zu erhalten sich bemüht. Gott segne den Mann, daß er nicht müde werde, den Haß der Demokraten und das vornehme Urtheil der Philister zu tragen!

Man kann sich nicht wundern, daß das Urtheil über Stöckers Auftreten sehr verschieden ausfällt, das aber muß man zugeben, daß er die Antwort auf die sociale Frage da sucht und findet, wo sie allein beantwortet ist, nämlich: in Gottes Wort und im Christenthume, wodurch unsere Verhältnisse und Zustände allein geordnet werden können, so daß der Friede nicht gestört wird. Der Liberalismus bringt den Egoismus und die Selbstsucht und damit Hader

und Streit zur Herrschaft. Die Irrthümer der Zeit, die die christliche Gesinnung und den Frieden verdrängen, haben Gesetze gegeben, wodurch Arme und Reiche, Arbeiter und Arbeitgeber sich feindlich gegenüber stehen. Stöcker bekämpft die Ideen des Liberalismus und trachtet darnach, die christlichen Grundgedanken, wodurch allein Friede und Zufriedenheit zurückkehren können, hervorzuheben. Die berechnende Kälte, welche bei Großen und Kleinen alle Verhältnisse beherrscht, durch die Frage nach Vortheil und Gewinn: möglichst wenig geben und leisten von der einen Seite, und möglichst viel fordern von der andern Seite, zerstört den Frieden der menschlichen Gesellschaft. Man muß auch zugeben, daß Stöcker doch Manche zur Erkenntniß gebracht hat, daß sie wieder den christlichen Gedanken sich zuwenden, und auch die Juden mögen wohl vorsichtiger und bescheidener geworden sein, so daß er von Vielen geliebt und geehrt wird. Es ist ganz falsch, wenn man ihn beschuldigt, daß er Feindschaft anrichte, sein Streben ist nur darauf gerichtet, christliches Leben zu erwecken, damit Ruhe und Ordnung wiederkehre und die Obrigkeit als Gottes Ordnung anerkannt werde. Die immer wiederkehrenden Wahlen geben dem Partheihaß sowohl in den kirchlichen, wie in den politischen Verhältnissen immer neue Nahrung, und die Reden in den Volksversammlungen und in den Parlamenten erwecken die Leidenschaften, wodurch das Vertrauen zur Obrigkeit untergraben wird und die Gedanken an Empörung und Revolution erregt werden.

Die kirchlichen Verhältnisse sind aber der Art, daß es nicht möglich ist, daß das Evangelium den Einzelnen kann nahe gebracht werden, daher hat Stöckern seine Liebe zur Stadt auf die Gedanken gebracht, die Stadtmission zu gründen ohne Rücksicht zu nehmen auf Gemeinden oder Parochien. Wenn einst der Herr die Heiden richten wird, dann werden sie hinweisen auf die faulen und geizigen Christen, die ihnen keine Boten gesandt haben, um ihnen das Evangelium zu bringen, und wenn das Gericht über Berlin ergehen wird, dann werden auch Viele sich entschuldigen können, indem sie sagen: wir haben zwar in einer angeblich christlichen Stadt gelebt, aber um uns hat sich Niemand gekümmert, wir sind weder ermahnt, noch gewarnt worden und wenn wir einmal Gottes Wort hören wollten, konnten wir nicht in die Kirche hineinkommen. Der Liberalismus will durch Erwerben und Gewinnen, durch Geld, der Seele Zufriedenheit geben. Wie viel aber muß ein natürlicher Mensch haben und wie muß sich seine Lage gestalten, daß er kann zufrieden sein? Der alte Mensch hat nie genug. Jeder bekehrte und gläubige Christ muß eigentlich ein Missionar sein, der da bittet und arbeitet, daß das Reich Gottes komme. Der Glaube kämpft nicht allein gegen das eigene Fleisch und Blut, sondern erweckt auch die Liebe zu meinem Nächsten. Wenn ein Mensch in Gefahr steht sein Leben zu verlieren, so fordert schon die natürliche Liebe, daß ich mich bemühe, ihn zu retten und zu helfen; wenn ich aber gleichgültig mit ansehen kann, wie meine Hausgenossen oder mein Nächster

ohne Gott und sein Wort den Weg des Fleisches geht, so ist mein Herz gewiß nicht erwärmt von der Liebe dessen, der den Himmel verließ und zu uns armen Sündern auf die Erde kam, der sein Blut vergossen hat, damit wir könnten selig sein. Der König schmückt den, der einen Menschen aus Lebensgefahr errettet hat, mit einem Ehrenzeichen, wer aber eine Seele vom ewigen Tode errettet hat, dessen Sünden soll nicht gedacht werden, und der, den Du vom Wege des Verderbens zurückgeführt hast, wird Dir helfen einst einzugehen in die Hütten des Friedens. Es kommt nicht darauf an, daß Dein Nächster Dir gefällt, sondern daß Du durch Dein Gebet und durch Dein Beispiel, durch Deine Liebe ihn möglichst bewegst, den Weg zu gehen, der Deine Seele zum Frieden geführt hat. Gesetz und Polizei richten nur Widerspruch und Zank an. Es ist schön und gut, wenn Du Deinem Nächsten in seiner irdischen Noth Beistand und Hülfe gewährst, aber wenn Du wirklich ein Christ bist und Dein Herz warm geworden ist in der Liebe zu dem, der Dich zuerst geliebet hat, so werde nicht müde, Deine Hand auch nach Deinem Nächsten auszustrecken, den Dir der Herr zugeführt hat, damit er den Frieden seiner Seele suche, wo er allein zu finden ist. Stöcker verlangt auch nicht von seinen Missionaren, daß sie Politik treiben sollen, sondern daß sie zum wahren christlichen Glauben umkehren und dadurch in Geduld ihr Kreuz tragen. Hab ich dies Eine, das Alles ersetzt, so werde ich damit in Allem ergötzt.

Wenn von den kirchlichen Zuständen in Berlin ge-

redet wird, so kann füglich nicht unerwähnt bleiben, was die Frauen und Jungfrauen thun. Die Kirche wird überwiegend vom weiblichen Geschlechte besucht, auch bei der Austheilung des Sakraments sind fast doppelt so viel Frauen wie Männer. Als einmal der Professor Stahl durch die Sakristei ging, trat er zu mir heran und fragte, ob droben im Himmel auch wohl die Frauen um so viel zahlreicher als die Männer sein mögen, wie hier in der Kirche auf Erden? Es liegt in den Frauen mehr Empfänglichkeit für das Evangelium, als in den Männern, sie mögen auch wohl mehr des Trostes bedürftig sein, sind auch vielleicht nicht den Versuchungen zum Unglauben so viel ausgesetzt. Schon in den Töchterschulen wird, wie ich glaube bei den Revisionen bemerkt zu haben, der Religionsunterricht mehr im positiven Sinne ertheilt, als in den Knabenschulen und Gymnasien; das weibliche Geschlecht empfindet lebhafter die Noth und das Elend, ist auch zugänglicher für die Gedanken des Mitleids. Es ist offenbar eine große Verirrung, wenn jetzt einzelne Frauen sich in politische Fragen mischen und wohl gar wünschen, daß sie das Recht hätten, sich bei den Wahlen oder gar bei den Parlamenten zu betheiligen. Es verletzt das deutsche Gefühl, wenn Frauen öffentliche Versammlungen besuchen und wohl gar als Rednerinnen auftreten. Man kann ja nicht in Abrede stellen, daß sie ein richtiges und ein gesundes Urtheil über die Fragen, die gerade die Zeit bewegen oder in den politischen Blättern behandelt werden, haben; sie haben aber andere

Aufgaben, als die Männer, und zwar sehr wichtige und haben eigentlich mit den politischen Fragen nichts zu thun. Die Kirche besteht aus Gemeinden, und die Gemeinden aus Familien, und wenn in der Familie der rechte christliche Geist wohnt, so ist das von großem Einfluß auf die Gemeinde; wenn in der Gemeinde Gottesfurcht und Friede herrscht, so wächst und blühet nicht sie allein, sondern auch die Kirche. Im Hause und in der Familie kommt es wesentlich darauf an, von welcher Art die Frau und von welchem Geiste sie beseelt ist. Man sagt wohl, daß der Mann im Hause regieren soll, wer aber weiß, welche Macht der liebe Gott den Frauen gegeben hat, der weiß auch, daß der Mann das Recht hat zu befehlen und Gehorsam zu verlangen; was er aber befiehlt, hängt wesentlich ab von dem Einfluß der Frau, den sie auf ihn ausüben kann, und zwar nicht durch Widersprechen, Disputiren, sondern durch die Macht, die in ihrem ganzen Wesen liegt. Wenn sie regieren will, regiert sie gewiß nicht, sondern provozirt Widerspruch und Unfrieden; wenn sie aber nicht regieren und Allen dienen und helfen will und ihnen das Leben erleichtern, so regiert sie das ganze Haus. Es bedarf jeder Mensch ein gewisses Maaß der christlichen Gesinnung und des christlichen Wandels, der im Hause mit fröhlichem Herzen arbeiten und leben will, vor allem aber muß die Frau davon beseelt sein. Die Liebe ist die Macht, der auf die Länge Keiner widerstehen kann, mit ihr überwindet die Mutter auch den störrigen Sohn und die wider-

strebende Tochter; sie hat nicht nöthig viel zu befehlen, auch die Mädchen, die im Hause dienen, wissen was sie zu thun haben und das zufriedene Gesicht und das freundliche Wort der Frau ermuntert und stärkt sie. — Eines Abends war der Diener mit Erlaubniß ausgegangen, er kam etwas später zurück als er sollte und hatte die Wohnung nicht zur rechten Zeit zugeschlossen; am andern Morgen brausete der Mann auf, schalt in starken Worten, fluchte sogar. Die Frau saß dabei ganz still, sah den Mann mit mißbilligendem Gesichte an und schüttelte nur mit dem Kopfe. Als der Diener weggeschickt war, trat der Mann an sie heran, reichte ihr die Hand und sagte: sei nur wieder gut, es soll nicht wieder geschehen. Einmal kam derselbe Mann aus einer sehr munteren Gesellschaft nach Hause, hatte Wein getrunken, und, wie solche Männer sind, er empfand das Bedürfniß zärtlich zu sein; die Frau ließ sich das geduldig gefallen, war aber doch sehr passiv. Er fragte: Fehlt Dir etwas, oder ist Dir etwas Unangenehmes begegnet? Sie stand auf, sah ihn mit ihren großen Augen an, sagte freundlich gute Nacht und ging. Am andern Morgen war er sehr freundlich und gut und sagte: Vergieb mir, daß ich gestern Abend so sehr nach Wein roch, es soll nicht wieder geschehen. Eine Frau, die ich einst eingesegnet hatte, und mit der ich manchmal gelegentlich sprach, besuchte die Kirche sehr regelmäßig, ihr Mann aber kam nie mit. Beim Ausgange durch die Sakristei reichte sie mir die Hand; ich fragte: warum immer so allein?

sie antwortete: mein lieber Mann geht in keine Kirche, hält das für ganz überflüssig, weil er das schon Alles wisse, was ihm etwa der Prediger sagen könne. Ich erwiederte ihr: ganz unschuldig bist Du nicht daran, daß er Dich nicht begleitet. Am folgenden Sonntag hatte sie sich angezogen und bereitet, um in die Kirche zu gehen, ehe sie aber das Haus verließ, ging sie noch in die Stube, in der der Mann bei seinen Acten saß, reichte ihm die Hand und er verstand die Frage, die auf ihrem Gesichte lag, obgleich sie kein Wort redete. Er stand auf und sagte: Ich will mit Dir gehen. Die Frau schwieg, fiel ihm aber um den Hals und küßte ihn. Seitdem habe ich sie immer in der Kirche neben einander sitzen sehen. Einmal fragte ich ihn, ob er wohl erlaube, daß ich ihn besuchen dürfe. Er antwortete: Meine Frau wird sich sehr freuen. Ich ging hin. Als der Thee getrunken war, brachte er die Bibel und legte sie vor mich hin; ich las den 103. Psalm und hielt ein Gebet. Die Frau sah mich mit glänzenden Augen an, wie ein Mensch aussieht, wenn er den Sieg errungen hat. Sie sagte: wundern Sie sich nicht, wir lesen jetzt alle Morgen ein wenig in der Bibel. Als ich weg ging, war der Mann sehr freundlich, begleitete mich bis an die Treppe und bat mich, recht bald wieder zu kommen. — Die wahre Frömmigkeit giebt der Frau eine große Macht über alle Hausgenossen und macht sehr liebenswürdig; sie wird von dem Manne geliebt, wenn er auch andere Ansichten hat, er thut und redet nicht etwas, wodurch die Frau una.=

genehm berührt wird, die Kinder verehren sie, die Dienerschaft achtet sie und bemüht sich, ihre Zufriedenheit zu erwerben; wenn aber die Frau das selbstsüchtige Herz durch weltliche Bildung, Kunstschwärmerei und affectirte Sentimentalität verbergen will, so erkennt auch der natürliche Mensch die innere Rohheit. Man merkt die Absicht und wird verstimmt; wenn sie aber das schöne Kleid der Demuth angezogen hat, wird ihr die von Gott angewiesene Stellung im Hause gern und willig eingeräumt; was sie auch nicht direct fordert, wird ihr gern und willig zugestanden. Es giebt aber Frauen und ältere Töchter, die im Hause und in der Familie nicht zusagende und befriedigende Beschäftigung finden, die einen großen Geist haben: das Haus ist ihnen zn enge. Am wenigsten geziemt es sich für sie, wenn sie auf die Politik gerathen und bei den Parteikämpfen sich betheiligen. Die Zeitungen mögen sie immerhin lesen, denn was in der Welt geschieht, müssen sie auch wissen, sich aber nicht dadurch aufregen lassen und leidenschaftlich werden. Andere Frauen, die künstlerische Talente haben, oder sich dieselben einbilden, bekümmern sich um Kunst und Wissenschaft, besuchen Concerte, Theater und allerlei Gesellschaften, versäumen das eigene Haus, ihre Kinder; wahre Befriedigung aber finden sie nicht, werden unzufrieden mit Gott und den Menschen, oder gar nervös. Ein Segen des Hauses ist eine solche Frau nicht, der arme Mann ist zu bedauern und noch mehr die Kinder.

Die Betheiligung der Frau an kirchlichen, oder wie ich lieber sagen möchte, an den Dingen der Gemeinde, ist gewiß das, was ihr am meisten geziemt. Viele Frauen suchen auch auf diesem Wege Befriedigung. Sie betheiligen sich bei einem Vereine oder bei mehreren. Viele Vereine bestehen auch nur durch die Opfer und Mitwirkung der Frauen. Es giebt Frauen und unverheirathete Töchter, die wirklich in die Gemeinde gehen, Arme, Verlassene und Kranke besuchen und sie ihre Liebe fühlen lassen. Andere versammeln wöchentlich ein oder zweimal junge Mädchen und unterrichten sie in Handarbeiten: Stricken, Nähen u. dgl., halten auch darauf, daß sich die Kinder geziemend betragen und reinlich kleiden. Andere liefern Arbeiten für Bazare, auch wohl für arme Kinder und Wittwen; besonders gelingt es ihnen, Beiträge zu sammeln für Vereine, die nicht bestehen könnten, wenn nicht die Frauen das Geld sammelten. Der Hofprediger Stöcker könnte gewiß nicht über so große Summen, die er zur Unterhaltung der Stadtmission und seiner anderen Unternehmungen bedarf, verfügen, wenn er nicht auf Unterstützung der Frauen rechnen könnte. Dringend möchte ich nur bitten, daß die l. Frauen immer das Gebot des Herrn vor Augen haben möchten: „Du sollst Deinen Nächsten lieben." Der Nächste ist aber der, der mir nahe steht. Der Mann darf darunter nicht leiden, daß die Frau Vereine besucht; die Kinder und auch die im Hause dienen, dürfen nicht vernachlässigt werden. Dann erst kommt mein Nachbar

und dann die übrigen Einwohner im Dorf. Es kommt nicht darauf an, wie schon gesagt, ob mein Nächster mir gefällt oder nicht, sondern ich muß Gottes Ordnung ansehen, die mir gerade diesen Menschen zum Nächsten zugewiesen hat. Die Frau darf nicht viel predigen, darauf aber muß sie bedacht und darauf muß ihr Gebet gerichtet sein, daß Allen Gottes Wort nahe gebracht und christliche Zucht und Ordnung geübt werde. Ich könnte wohl Manches erzählen, wie eine Frau ein Segen nicht allein für ihre Familie, sondern auch für die Gemeinde sein kann.

Eine liebenswürdige Tochter in einer frommen Familie heirathete einen Offizier, der wegen einer Wunde, die er im Kriege erhalten hatte, den Abschied nehmen mußte. Er ging auf das Gut seiner Väter. Seine kleine Frau war sehr darauf bedacht, auch ihre Stellung als Gutsfrau auszufüllen. Der Lehrer und der Pastor des Dorfes begrüßten die Herrschaft, gebrauchten aber bei ihrer Anrede immer: „gnädiger Herr" und „gnädige Frau." Sie aber verlangte, daß ihr Mann sollte angeredet werden: „Herr Patron" und sie „Frau Patronin"; auch ersuchte sie den Geistlichen, als sie am Sonntage zum ersten Male die Kirche besucht hatte, daß er im Kirchengebet nicht unterlassen möchte, für den Herrn Patron und die Frau Patronin zu beten, wie es die alte kirchliche Ordnung mit sich bringe, was er auch sehr bereitwillig zusagte. Der Herr Patron war ein sehr stattlicher Mann. Des Sonntags kam er nicht in Civil in die Kirche, sondern

zog des Königs Rock an, und wenn er mit seiner Frau kam, standen Alle auf, bis sie auf dem herrschaftlichen Chore sich gesetzt hatten. Er besuchte auch oft die Schule und redete freundlich mit dem Lehrer und den Kindern. Auch der Schulze mußte oft kommen und ihm berichten, wie die Leute im Dorfe lebten und was sie trieben. Einzelne Männer wurden gerufen und nachdrücklich ermahnt, die Ihrigen in Zucht und Ordnung zu halten. Im herrschaftlichen Hause hielt der Hausherr das Tischgebet und des Morgens kam die Dienerschaft und hörte aus dem Schatzkästlein von Goßner das Gebet und das Vater unser. Es währte im Dorfe nicht lange, so nahm der Kirchenbesuch sehr zu und das ganze Dorf nahm einen christlichen Charakter an. Die Frau Patronin besuchte die Kranken in den Häusern der Bauern und in den Hütten der Tagelöhner. Die Patronatsherrschaft wurde sehr geehrt, besonders aber von dem Pastor und Küster.

Die Pflege der Kranken und Schwachen.

Welcher Art eine Gemeinde ist, kann man daran erkennen, wie für die Kranken und Schwachen gesorgt wird. Sie gehören freilich zunächst der einzelnen Familie an, aber auch die Gemeinde soll helfen, ihnen die Schmerzen und Schwächen zu erleichtern. In Berlin sind Krankenhäuser und andere Anstalten, wo man die Elenden unterbringen kann, was auch durch die Enge der Wohnungen mag nothwendig sein, weil sie dort besser verpflegt werden und auch ärztliche Hülfe haben; aber Gottes Ordnung mag es doch wohl nicht sein. Arme und Reiche, Kranke und Gesunde sollen nicht von einander getrennt werden und gehören zusammen. Der Herr selber spricht: „was ihr gethan habt den Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Das Urtheil der Verdammten wird damit begründet, daß der Richter sagt: „ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen und ihr habt mich nicht getränket; ich bin nackend,

krank und gefangen gewesen und ihr habt mich nicht besucht.“ Wie groß ist doch die Liebe des Herrn, daß er das, was wir den Elenden erweisen, will ansehen als ein Zeichen der Dankbarkeit für die Liebe, mit der er uns durch seine Liebe, durch sein Blut und Kreuz Trost und Hoffnung erworben hat. In den Kranken und Schwachen will der Herr bei uns einkehren, wie wir vor dem Essen beten: Komm Herr Jesu, sei unser Gast! St. Johannes ermahnt uns: „lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ — Im Großen und Ganzen sind die Berliner von natürlichem Mitleiden nicht ganz verlassen, oft ist es aber auch nur eine Art von Sentimentalität, die sehr verschieden ist von der wahren christlichen Liebe. Wenn der Herr einen elenden Menschen zu Deinem Nächsten macht, so verstehe recht, was er Dir sagen will und was er von Dir fordert. Wer vor der Thür des Elenden vorüber geht, wird auch einst müssen vor der Thür vorüber gehen, wo die Seligen und die Kreuzträger wohnen. Schon Viele haben am Krankenbett der Ihrigen viel gelernt. Als der Herr die schöne Geschichte vom barmherzigen Samariter erzählte, sprach er zum Schriftgelehrten: „gehe hin und thue desgleichen —“. Wenn der Herr einen armen Lazarus vor Deine Thür legt, oder ihn bei Dir einkehren läßt, so nimm ihn auf und pflege sein. In unseren Tagen ist viel die Rede von der socialen Frage. Der Herr Jesus hat aber schon die allein richtige Antwort und Lösung derselben gegeben: Du sollst Deinen Nächsten

lieben als Dich selbst. Ein reicher Herr, der mir seinen Sohn in den Confirmanden-Unterricht geschickt hatte, kam mit ihm am XIII. Sonntage nach Trinitatis aus der Kirche. Ich hatte mich bemüht, recht ernstlich und nachdrücklich der Gemeinde das Gebot des Herrn: „gehe hin und thue desgleichen" ans Herz zu legen. Vater und Sohn gingen in ihr Haus, da sprach der Sohn von dem Portier, der an der Schwindsucht leide und wohl bald sterben werde. Der Vater wagte nicht die Aufforderung, den Kranken zu besuchen, abzuweisen. Sie gingen beide in die Wohnung desselben und sahen den Elenden liegen. Der Sohn war überwältigt von dem Anblick, er kniete nieder und betete das Lied, das er kürzlich gelernt hatte: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. Der Kranke reichte ihm die Hand und dankte sehr; der Vater kniete zwar nicht mit nieder, war aber doch sehr bewegt und Gott der Herr hat ihn gesegnet, so daß er öfters den Kranken besucht und ihn auch nach dem Kirchhof begleitet hat. — In der Uckermark hat ein wohlhabender Mann ein kleines Haus gebaut, in dem zwei Stuben für Arme und Kranke hergerichtet waren, und eine Wohnung für eine Wittwe, die die Kranken pflegen sollte, das Haus aber blieb lange leer, weil die Leute meinten, sie dürften ihre Kranken nicht verstoßen. — Die Tochter einer armen Wittwe in der Hirschelstraße litt an einer langwierigen, unheilbaren Krankheit. Ich suchte die Mutter zu überreden, das Kind in das vortreffliche Elisabeth-Krankenhaus zu bringen, versprach auch, daß ich das nöthige

Geld dazu wolle geben. Sie sah mich mit ihren großen Augen verwundert an und antwortete: von meinem Kinde kann ich mich nicht trennen, Gott der Herr wird mein Gebet erhören, daß ich mein Kind kann selig sterben sehen. Wer sich damit begnügt, zur Unterhaltung der Krankenhäuser einen Beitrag zu geben, oder auch, wie es hier wohl vorkommt, für die Aufnahme in ein Krankenhaus Zahlung zu leisten, ohne selbst die Kranken zu besuchen und zu pflegen, entzieht sich selbst den Segen, den er empfangen könnte. Wenn es auch richtig ist, daß in Berlin Viele ohne Kirche und ohne Gebet leben, so ist doch noch immer ein Rest christlichen Lebens geblieben. Im Allgemeinen ist der Berliner etwas leichtfertig, vergnügungs-, genuß- und putzsüchtig; aber den äußeren Anstand will er doch aufrecht erhalten, wenn er noch nicht ganz in die Knechtschaft von Fleisch und Blut und Geiz gerathen ist. Es giebt in den Häusern ganz unkirchlicher Leute Frauen, die sehr ordentlich ihr Haus versorgen und die auch in großer Geduld den Frieden zu bewahren suchen; auch Männer, die in ihrem Berufe fleißig arbeiten. So wie es wohl lange dauert, ehe es gelingt, in der Heidenwelt eine christliche Gemeinde zu sammeln, so geht auch der christliche Character dem Volke erst nach langer Zeit ganz verloren. Es giebt auch Solche, die da glauben, daß die Frömmigkeit nichts Anderes sei, als Heuchelei und Scheinheiligkeit und darum so leben, daß sie gar nicht möchten für fromm gehalten werden und deshalb nicht in die Kirche

gehen und den Umgang mit frommen Leuten vermeiden. Wie bei einem Kind, das in seiner Jugend das Beispiel frommer Eltern vor Augen gehabt hat, wenn es auch hernach Gott und sein Wort zu vergessen scheint, doch wenn es die Folgen der Gottlosigkeit oder die Sorgen, Krankheit, Noth u. dgl. erfährt, die Erinnerung an die Eltern und an die Jugendzeit aufwacht; wie auch ein Volk, in dem einmal ein christlicher Geist und christliches Leben vorhanden gewesen ist, immer wieder die Sehnsucht wie ein Heimweh fühlt, und dadurch zur Buße geleitet wird, so diente auch die Zeit, als Napoleon unser Preußenvolk furchtbar tyrannisirte, dazu, daß Mancher vom trostlosen Rationalismus und von französischer Art zu leben, umkehrte und sich Gottes Wort zuwandte.

Ich würde undankbar sein, wenn ich nicht anerkennen wollte, daß ich hier in Berlin Gelegenheit gehabt hätte, wahrhaft christliche Familien und fromme Leute kennen zu lernen, die mir zur wirklichen Erbauung gedient haben. Viele von ihnen sind schon droben, besonders die lieben Alten, die in der schweren Zeit des Krieges den Herrn Jesum gesucht und gefunden haben. Friedrich Wilhelm IV., der frei und öffentlich vor seinem Volke aussprach: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ hat viel Segen über die Kirche und sein Volk gebracht. Ich erlaube mir, nur zwei Männer zu nennen, denen ich viel verdanke: Goßner und Hengstenberg, die mir gestatteten sie zu besuchen und im

Umgange mit ihnen mein Herz zu stärken und zu erwärmen, treu zu sein im Kampf und unermüdlich in der Arbeit. Goßner führte ein Leben im Gebet, hatte dabei ein fröhliches Herz, war durchaus frei von aller Furcht vor den Menschen und auch frei von dem Lobe der Welt. Seine oft sehr derben Aeußerungen und Mahnungen verletzten mich nicht und ich bleibe ihm dankbar für seine Zurechtweisungen. Hengstenberg, der für einen Zänker und Streiter gehalten wurde, war wirklich ein Mann des Friedens. Seine Ruhe wurde nicht gestört durch die Angriffe, die ihm auch öffentlich widerfuhren. Als er mir einmal von einem sonst liberal gerichteten Geistlichen erzählte, der auf der Straße körperlich von einigen Demokraten gemißhandelt sei, weil er doch noch nicht genug liberal sei, fügte er hinzu: „diese Ehre hätte ich doch viel mehr verdient, als der.“

Weil ich wußte, welchen Einfluß Berlin auf alle Provinzen des Vaterlandes ausübte, so erfüllte es mich mit dem herzlichen Verlangen, daß doch hier christliches Leben erwachen möchte, daß das Beispiel der Hauptstadt möchte ein Segen werden für ganz Preußen.

Es hat wohl zu allen Zeiten Erweckungen gegeben, die in einzelnen Gemeinden große Veränderungen hervorriefen, so daß Viele von Gottes Wort ergriffen wurden und sich ernstlich bekehrten; daß aber in größeren Städten solche Erweckungen vorgekommen sind, ist mir nicht bekannt geworden und ich hatte auch nicht den

Glaubensmuth, Gott darum zu bitten, wie denn die großen Städte überhaupt der Entwickelung der Kirche nicht günstig sind und eine eigentliche Gemeindebildung fast unmöglich machen. Es können sich eigentlich nur Personalgemeinden bilden, die in verschiedenen Parochien zerstreut wohnen und die Kirche besuchen, in der ein Geistlicher predigt, der ihnen zusagt. In einer christlichen Gemeinde muß sich aber Einer um den Andern bekümmern, ihm helfen und dienen; das Band der Liebe in der That und im Gebet muß die Gemeindeglieder mit einander verbinden. Die größeren Städte geben viel Gelegenheit zur Versuchung und Verführung, wie denn auch Sünden, Laster und Verbrechen sich oft bis zur Frechheit steigern. Gott allein kann die Schlafenden aufwecken und die Todten lebendig machen; aber die christliche Obrigkeit ist doch verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das Wort Gottes allen Unterthanen kann verkündigt werden. Es leben in Berlin eine Million evangelischer Christen, Kirchen sind nur 38 vorhanden. Zu mancher Kirche gehören 70,000 bis 80,000 Seelen und noch mehr; zu St. Thomas z. B. 130,000, während die Kirche nur 1600 Sitzplätze hat. Die sämmtlichen Kirchen Berlins enthalten zusammen etwa 40,000 Plätze. Es sollen in Berlin mehr als 58,000 weibliche Dienstboten sich befinden; also würden sämmtliche Kirchen für diese armen Mädchen nicht ausreichen, die doch gewiß vielen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt, und der Mahnung und Warnung sehr bedürftig sind. Ein Tagelöhner, der mehrere Töchter

hatte, wurde aufgefordert, sie nach Berlin zu schicken, wo sie ein hohes Lohn erhielten, er aber erwiederte: „ich will lieber mit meinen Kindern hungern, als sie nach Berlin schicken.“ Die unbegreifliche Vernachlässigung der Stadt in kirchlicher Hinsicht zieht natürlich die Unsittlichkeit und sociale Noth nach sich. — Es wird gesagt, daß es hier einen Kirchhof giebt, über dessen Pforte geschrieben stand:

„Schafft hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Auferstehn.“

So frech tritt der Unglaube wohl selten auf. Der Gedanke aber mag wohl Vielen nicht fern sein, die dadurch Beruhigung suchen bei ihrem Leben in Sünden und Lastern, aber vergebens. Es ist Allen in's Herz geschrieben: „Mensch, Du mußt sterben und darnach das Gericht.“ Sogar bei den Heiden, die noch in der größten Finsterniß sitzen, findet sich der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Bildung und Aufklärung kann es wohl dahin bringen, daß der Mensch eine Zeit lang sich mit solchen Gedanken beruhigt, es kommen aber immer wieder Stunden und Zeiten, in denen er doch in Furcht und Angst leben muß. Zuchthäuser und Polizei können die Ausbrüche der Sünde nicht beseitigen, und es kann dahin kommen, wie schon jetzt Manche sagen, daß der Mensch in Berlin auf der Straße und in seinem Hause kaum mehr seines Lebens sicher ist. Wo die Gottlosigkeit herrscht, da wird auch Mord und Todtschlag nicht gescheut; Gottes Wort allein kann Zucht

und Ordnung schaffen und dem Herzen Frieden bringen. Wenn aber das Wort Gottes den Einzelnen soll nahe gebracht werden, so müssen noch etwa hundert Kirchen in Berlin gebaut und noch mehr Geistliche berufen werden. Wer ist aber in Berlin verpflichtet, Kirchen zu bauen? Das Patronat ist getheilt zwischen der Obrigkeit und dem Magistrat, aber Beide haben nicht verhindert, daß sich Zustände entwickelt haben, wie sie jetzt sind. Die Gemeinden sind zu arm, aber zur Befriedigung der Lust des Fleisches, zu Vergnügungen und Ueppigkeit allerlei Art haben sie Geld genug.

Man muß zugestehen, daß die Schwierigkeiten, eine Kirche zu bauen, sehr groß sind.

1) Es ist sehr schwer, eine Baustelle für Kirche und Pfarrhaus zu finden, weil bei der Erweiterung der Stadt nicht daran gedacht ist, Baustellen für sie zu reserviren.

2) Das Baugeld ist nicht zu beschaffen, weil es zweifelhaft ist, wer dazu verpflichtet ist.

3) Eben so schwierig ist es, einen Kirchhof zu erwerben, und endlich

4) die Besoldung des Geistlichen, Küsters, Kirchendieners 2c. ist nicht vorhanden.

Eine halbe Million Mark ist erforderlich, um eine Kirche und Parochie herzustellen. Drei bis vier Millionen sind wenigstens nothwendig, um die schreiendsten Nothstände zu beseitigen, um die Gemeinden zu theilen, in denen die einzelnen wirklich frommen Christen sich befinden, wie in der Diaspora. Wenn das Königliche und Städtische Patronat jährlich nur eine Kirche baute, oder jähr=

lich etwa 1 Million Mark zu einem Kirchenbaufond geben wollte, so würde die freiwillige Liebe auch ihre Opfer bringen.

Als ich hierher kam, schienen mir die Zustände fast unglaublich, die ich hier kennen lernte. Der alte Goßner, mit dem ich darüber sprach, sagte: „Der Teufel müßte keine Macht haben, wenn er es nicht verhindern könnte, daß hier Kirchen gebaut würden; durch Klagen und Sorgen wirst Du ihn gewiß nicht überwinden; arbeite treu in Deiner Gemeinde und siehe zu, daß sich doch Etliche wirklich bekehren." Unbegreiflich war und blieb es mir, daß die frommen Leute, die ich lieben und ehren lernte, so ruhig und gleichgültig dabei bleiben konnten, daß hier so viele Menschen leben und sterben, ohne Gottes Wort zu hören und ermahnt und gewarnt zu werden. Unbegreiflich blieb es mir, daß die Obrigkeit und das Kirchenregiment, auch die Pastoren in der Stadt es dahin kommen lassen konnten. Oft quälte mich der Wunsch, daß Gott der Herr auch für die Kirche einen Mann erwecken möchte, der, wie Bismarck, Preußen groß gemacht hat, auch die evangelische Kirche zu neuem Leben erwecken, und namentlich sie in Berlin zur neuen Blüthe bringen. Weshalb mir armen Menschen die Sorge darum aufs Herz gelegt ist, der doch ganz unfähig ist, solche Aufgaben zu lösen, verstand ich nicht. Pläne und Gedanken hatte ich wohl, aber ich fand kein Gehör, wo ich meinte anklopfen zu dürfen; ich war jedoch innerlich genöthigt zu thun und zu helfen, daß wenigstens etwas geschah. Wenn ich nun auch keine große Freude an den

vielen Vereinen hatte, so muß ich doch bereitwillig anerkennen, daß in ihnen das Bedürfniß nach einer Gemeindebildung lebendig geworden ist, und wenn ich auch überzeugt war, daß die erste und vornehmste Sorge sein müßte, daß den Leuten das Wort Gotttes nahe gebracht und an's Herz gelegt werde, so zersplittern die gesunden Kräfte und durch die sogenannte Innere Mission werden zwar Einzelne gewonnen, aber der Zustand der Kirche wird nicht gebessert. Das, was die Vereine erstreben, kann nur erreicht werden, wenn die Kirche in eine solche Lage kommt, daß sie ihre Aufgaben annähernd lösen kann. Die Erndte ist groß, wir aber sollen den Herrn bitten, daß er Arbeiter in seine Erndte sende.

Die Stadtmission, die sich über ganz Berlin ausdehnt und den Liberalismus, den Feind des Staates und der Kirche, nicht ohne Erfolg bekämpft, kann aber nicht ein wirklich kirchliches Leben hervorrufen; erst müssen kleine Gemeinden entstehen, in denen das Gebot des Herrn: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst" — zur kräftigen Entwickelung kommt, in denen nicht allein die Wohlthätigkeit, sondern auch die Sorge um die Seele Deines Nächsten thatkräftig wird.

In den großen Städten, wie Paris, Wien, Berlin u. s. w. wird das Volk zur Unzufriedenheit mit den bestehenden Ordnungen der Kirche und des Staates aufgeregt und die Gedanken der Empörung und Revolution in großen Volksversammlungen und durch eine gottlose Presse erweckt und genährt. Vor allem Anderen ist es

die Kirche, die verlästert und verhöhnt wird. Die Wissenschaft und die jetzige aufgeklärte Welt haben es endlich erkannt, daß der Glaube, den die Kirche lehrt, ein überwundener Standpunkt ist: nur beschränkte Köpfe glauben noch an das, was in der Bibel geschrieben steht und was die Priester in der Kirche predigen. Wir sind nicht mehr so dumm, uns knechten zu lassen durch die Furcht vor Hölle und Verdammniß; wir sind mündig gewordene Christen. — Wenn aber die Gottesfurcht beseitigt ist, muß auch nothwendig die Autorität der Obrigkeit hinfallen, und die Erfahrung lehrt, daß die weltliche Macht nicht vermag, den bösen Feind der Ruhe und Ordnung zu dämpfen; dadurch, daß die Gesetze geändert, neue Freiheiten gewährt und allerlei Concessionen gemacht werden, wird der böse Geist ausverschämter und frecher. Das Prinzip der Majorität, das jetzt die Welt beherrscht, ist die Burg, in der der Liberalismus seine finstere Macht ausübt. Nach der Majorität werden die Männer gewählt, die Macht erhalten, in Kirche und Staat mitzureden und Einfluß auszuüben. Die Beschlüsse in den Versammlungen und in den Parlamenten werden nach Mehrheit der Stimmen gefaßt und haben daher kein Vertrauen. Morgen kann eine andere Majorität anders beschließen, als heute. Die immer wiederkehrenden Wahlen für Kirche, Staat und Stadt regen die Leidenschaften auf, nähren den Geist der Unzufriedenheit und führen zuletzt zur offenen Empörung. Nach dem Civilstandsgesetze können die Ehen ohne den Segen der Kirche eingegangen werden, es ge=

genügt, wenn die Brautleute vor dem Standesbeamten erklären, daß sie Eheleute sein wollen. Den wichtigsten Schritt, den ein Mensch im Leben thut, kann er ohne den Segen der Kirche thun. Die Kinder können ohne Taufe aufwachsen. Die Kirche ist überflüssig. In der Schweiz las ich einmal an einem öffentlichen Gebäude die Worte: Unus praestantior multis; einen vorübergehenden Mann fragte ich, was das heiße? er antwortete: das ist lateinisch, und gab dann eine sehr drastische Uebersetzung, in der er das „multis" in sehr respectwidriger Weise verdeutschte; ich sagte ihm, daß ich auch etwas Latein verstehe, aber ich könnte nicht recht verstehen, weshalb man es gerade hier an dies Haus geschrieben habe. Er antwortete: das geht mich nichts an, jeder vernünftige Mensch muß sagen, daß es richtig ist. — Am widerwärtigsten sind die Majoritätswahlen und Beschlüsse auf dem Gebiete der Kirche. Es stehet geschrieben: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Der Weg ist breit, der zur Verdammniß führt und Viele sind, die darauf wandeln, der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und ihrer sind wenig, die ihn finden. Der Aberglaube hat schon viel Unheil auf Erden angerichtet, der schrecklichste und finsterste Aberglaube ist aber doch der, wenn ein Mensch glaubt an die Majorität, und doch fordert der Liberalismus, daß wir uns von dieser Lüge sollen tyrannisiren lassen. Der Aberglaube beherrscht in verschiedener Weise die Gebildeten und Ungebildeten in den Städten und in den Dörfern; im Mittelalter und

im vorigen Jahrhundert wurde Manches für wahr gehalten, was jetzt kein Mensch mehr glaubt. Gegenwärtig scheint der Aberglaube an die Majorität alle Völker beherrschen zu wollen. Der Mensch bedarf für das, was als wahr und recht anerkannt werden soll, einer höheren Autorität, als hier auf Erden gefunden werden kann, bei den Menschen, die der Sünde und dem Irrthum unterworfen sind. Jeder Aberglaube herrscht nur eine Zeit lang über die Gemüther, und so wird auch der Aberglaube an die Majorität in seiner Unwahrheit erkannt werden. Wie der einzelne Mensch nur Ruhe und Frieden findet, wenn er sich demüthigt unter Gottes Wort, so auch werden die Völker nur willig der Obrigkeit gehorchen, die in der Autorität des Wortes Gottes Gehorsam fordert. Schon die natürliche Vernunft widerstrebt sich dem zu unterwerfen, was die Majorität befiehlt. Der Aberglaube an die Majorität kann niemals Ruhe und Ordnung herstellen, sondern wird immer Kampf und Streit hervorrufen. Gott läßt sein nicht spotten, er lebt und regiert und wenn wir auch jetzt nicht ohne Furcht und Besorgniß der Zukunft entgegensehen, so wird er doch sich über unser Volk erbarmen und den gegenwärtigen Aberglauben an die Majorität des Liberalismus überwinden, der seiner Autorität widerstrebt. Unter seinen Gerichten ist schon mancher Aberglauben zu Schanden geworden. Gott erbarme sich über unser Volk und besonders über Berlin. Gott der Herr hat im Laufe des Jahrhunderts wiederholentlich laut und nachdrücklich

zu dem deutschen Volke geredet: Zuerst hat er uns in Frankreich vor Augen gestellt, welches Elend die Gottlosigkeit über ein Volk bringt, wenn es sich von Gott dem Herrn abwendet und sich gegen göttliche und menschliche Ordnung erhebt; das deutsche Volk aber ließ sich nicht warnen, sondern fuhr fort, Gottes Wort zu verachten und die Wege zu gehen, die Frankreich ins Elend gestürzt haben. 1806 ward Napoleon Macht gegeben, Deutschland zu strafen und zu züchtigen, und wenn auch Einzelne aufwachten vom Schlaf der Sicherheit, so kam es doch nur bei Wenigen zu einer ernstlichen Umkehr. Im Großen und im Ganzen wurden auch die Jahre 1813 und 1814 nicht verstanden, wo der Herr dem deutschen Volk mit lauter Stimme verkündigte: „Zeit und Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf.“ Die großen Dinge, die unser Volk in diesen Jahren erlebte, erweckten es nicht zur demüthigen Anbetung der Gnade Gottes, sondern in blinder Hoffahrt wiegte es sich aufs Neue in die alten Gedanken des Unglaubens ein. Nach langer Zeit der Geduld und Langmuth Gottes kam nun das Jahr 1848, von dem Friedrich Wilhelm IV. gesagt, daß keine Thränen die Schmach und die Schande auslöschen werden, die dies Jahr über Deutschland gebracht hat; statt aber an seine Sünden und Verschuldungen zu denken und sich zur Buße erwecken zu lassen, sollte die Veränderung in der gesetzlichen Ordnung unseres Landes bessere Zustände herbeiführen. Der Götze der Majorität erhob sein Haupt. Majoritätswahlen und Majoritätsbeschlüsse sollten Zu-

friedenheit und Ordnung schaffen und befestigen; aber statt dessen ist der grollenden Unzufriedenheit der Mund geöffnet und die Gedanken der Empörung und Revolution haben sich verbreitet.

Als die Milliarden aus Frankreich kamen, hoffte ich mit Zuversicht, daß man nun auch daran denken werde, die Kirchenoth in Berlin zu überwinden und zur Ehre Gottes, der die preußischen Waffen mit großen und wunderbaren Siegen gesegnet hatte, Kirchen zu bauen; aber meine Hoffnungen blieben ohne allen Erfolg. Der äußere Feind war zwar überwunden, aber der innere Feind, Unglaube und Gottlosigkeit regen sich mächtig, Laster und Sünden nehmen zu, Gottes Gerichte und Gottes Geduld werden nicht verstanden.

Gott gebe, daß denen, die noch im Glauben stehen, es recht ernstlich auf das Herz falle, wie groß ihre Verantwortung ist, daß hier Tausend und Abertausend Menschen leben und sterben, die fast ganz unberührt bleiben von Gottes Wort; die zwar Christen heißen, aber wie die Heiden leben. Es genügt gewiß nicht, daß ihnen die Bibel oder Andachtsbücher, oder Predigten dargereicht werden, die lebendige Stimme muß hinzu kommen und besonders das in der Liebe warm gewordene Herz, das gelernt hat zu bitten und zu ermahnen an dessen Statt, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht. Nur dann können wir mit rechter Zuversicht beten, wenn wir unsere Gaben, Kräfte und

Vermögen treu gebrauchen im Gehorsam gegen Gott, um das Ziel zu erreichen, das erreicht werden muß.

Alles Gras der menschlichen Weisheit verdorret und die Blumen der hochmüthigen Gedanken verwelken und fallen ab. Darum dürfen wir uns nicht fürchten, denn das Wort Gottes bleibet ewiglich. Für die, die im Glauben stehen, ist es jetzt heilige Pflicht, den guten Kampf zu kämpfen und die Treue zu halten im Bekenntniß und Wandel, damit sein Name geheiligt werde und sein Reich komme.

Die Predigt und ihr Erfolg und einzelne Erfahrungen in der Seelsorge.

Sehr selten erfährt der Geistliche, was sein Wort oder seine Predigt ausrichte, am wenigsten hier in Berlin, weil er unter der großen Zahl nur Wenigen persönlich nahe tritt. Doch will ich einige Erfahrungen mittheilen.

Es war am Neujahrstage im Anfange der fünfziger Jahre, da kam unmittelbar nach dem Gottesdienste ein Mann zu mir und übergab mir ein Couvert, in dem eine Kassenanweisung über 1000 Thlr. für die Matthäuskirche lag. Er war offenbar ein Fremdling und sprach nur gebrochen deutsch; er fügte hinzu, er sei in großer Versuchung, einen gefährlichen Weg zu gehen, sei nun aber entschlossen umzukehren, sich zu bekehren und ein neuer Mensch zu werden. Am folgenden Neujahrstage erschien derselbe Mann und übergab mir wieder ein Couvert mit 1000 Thlr., indem er sagte: „der Herr hat sich meiner erbarmt und mich in Gnaden angenommen.“

Ich bat ihn, mir zu sagen, wer er sei, der die Kirche so reich beschenke, welche gerade jetzt viel Geld gebrauche zum Bau einer zweiten Kirche; er antwortete: „wenn Sie Jemand fragt, wie ich heiße, so sagen Sie ihm, mein Name sei: gehe hin und thue desgleichen." Als er am dritten Neujahrstage wieder kam und mir 1000 Thlr. übergab, bat ich den Kirchendiener, ihm etwas in der Ferne zu folgen. Der Kirchendiener berichtete, der Herr sei aus Schottland und reise jährlich hier durch nach Rußland, wohin er Geschäftsverbindungen habe. Darauf brach der Krimkrieg aus. Der Schotte kam wieder, brachte aber nur 500 Thlr. Am Tage darauf ging ich in den Gasthof, wo er logirte und fand ihn auch. Ich fragte: „warum nur die Hälfte?" Der Schotte erwiederte, er habe sehr viel Geld verloren, müsse auch zuhause viel für die Armen thun; daraus entwickelte sich ein politisches Gespräch, und er wurde zuletzt heftig, schimpfte auf meinen König Friedrich Wilhelm IV. und nannte ihn sogar einen Schwachkopf, weil er den Engländern gegen die Russen nicht beistehe. Darauf zog ich die erhaltenen 500 Thlr. aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte: „von einem Manne, der sich erlaubt, auf meinen König zu schimpfen, kann ich kein Geld annehmen." Am andern Morgen kam der Schotte zu mir, brachte wieder die 1000 Thlr. und versprach, niemals wieder etwas gegen meinen edlen König zu reden.

Als ich eines Sonntags darüber predigte, daß Gott gerecht und barmherzig sei, und daß es schwer sei zu

begreifen, wie der gerechte Gott barmherzig sein könne, standen zwei junge Männer am Mittelgange der Kirche, und ich sah, wie sie sich gegenseitig in spöttischer Weise Blicke zuwarfen. Ich hielt ein Wenig inne und fuhr dann fort: „wer den barmherzigen Gott nicht gebrauche oder meine, daß Gott allein gerecht und nicht barmherzig sei, der möge es nur einstweilen im Gedächtniß behalten, es werde auch ihm noch die Zeit kommen, in der er ohne einen barmherzigen Gott nicht bestehen könne und zu ihm schreien werde.“ Nach einigen Jahren erhielt ich aus der Ferne ein Schreiben, in dem es hieß: „Vor Jahren war ich in der Matthäuskirche. Damals glaubte ich nicht, daß Gott könne inconsequent, d. h. barmherzig sein; jetzt aber hat Gott mir die Augen geöffnet; ich habe in einem sehr bewegten Leben Schiffbruch gelitten, habe viel gebetet und weiß nun, daß es einen barmherzigen Gott giebt, will es auch nicht unterlassen, es dem Pastor von St. Matthäus mitzutheilen, damit er fortfahre allen Menschen zu bezeugen, daß Gott nach seiner Barmherzigkeit seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, damit ein Sünder könne selig werden.“

Eines Sonnabends Abends erhielt ich einen Brief ohne Namen von einem Fabrikarbeiter, der mir schrieb, er sei wegen einer Untreue von seinem Brodherrn entlassen. Er sei nun ein brodloser und geschändeter Mann; er wolle seinem Leben ein Ende machen, ich möchte aber morgen für ihn beten. Ich nahm den Brief mit auf die Kanzel und theilte den Inhalt der Gemeinde mit,

indem ich daran die Bitte und Mahnung knüpfte, sich selbst nicht die Gnadenfrist abzuschneiden. Am Abend erhielt ich von derselben Hand mit Namensunterschrift wieder ein Schreiben, indem der Arbeiter mir mittheilte, er sei am Sonntage früh in den Thiergarten gegangen, den Strick in der Tasche, mit dem er sich an einem Baume habe aufhängen wollen; er sei aber noch vorher niedergekniet, da hätten die Glocken von St. Matthäus sein Ohr berührt und er habe vor der grausigen That sich entschlossen, noch einmal in die Kirche zu gehen. Die Gemeinde habe das schöne Lied gesungen: „So wahr ich lebe, spricht dein Gott, mir ist nicht lieb des Sünders Tod“ — und den folgenden Vers: „dies Wort bedenk, o Menschenkind, verzweifle nicht in deiner Sünd'“ u. s. w. und er sei sehr verwundert gewesen, daß die ganze Predigt an ihn gerichtet war. Es sei ihm gewesen, als ob sein Weib und seine Kinder vor ihm gestanden hätten. Er sei sofort zu dem Fabrikherrn gegangen, habe sein Unrecht voll und ganz eingestanden, habe um Vergebung gebeten und sei wieder angenommen, er wolle sich bekehren und sich nicht wieder vom Satan verführen lassen. Nach einiger Zeit kam der Mann zu mir und bedankte sich in rührender Weise. Ich kniete mit ihm nieder und rühmte die Barmherzigkeit Gottes. Der Mann, der in der Kirche neben ihm gestanden und ihm sein Gesangbuch hingereicht hatte, weil er das Lied auswendig wisse, habe ihm auch das Buch auf seine Bitte geschenkt und ihm gesagt, er solle das Lied auch lernen,

und besonders den Vers: „Gnad hat Dir zugesagt Gott von wegen Christi Blut und Tod u. s. w."

Als ich von einem Krankenbesuche in der Köthener Straße zurückgehen wollte, rief mich ein mir befreundeter Portier und erzählte, daß oben unter dem Dach ein alter Mann in großem Elende ganz verlassen krank liege und ermahnte mich, ich solle die drei Treppen hinaufsteigen. Ich that es und fand wirklich großes Elend. Der Alte, der in einem Bette, das überwiegend aus Lumpen und Lappen bestand, lag, war sehr bereit zu sterben und freute sich auf sein Ende. Als ich ihn fragte, welches der Grund seiner Hoffnung sei, antwortete er: des Herrn Jesu Kreuz ist mein Trost und meine Hoffnung. Als ich die Treppen hinabstieg, fand ich an der Wohnung der Bel-Etage ein Schild mit einem vornehmen Namen. Ich klingelte und ließ mich melden. Der Herr war nicht zuhause, die gnädige Frau lag auf einem Sopha und als ich hereintrat, fragte sie mich, wer ich sei und was ich wolle. Obgleich ich schon einige Jahre Pastor der Gemeinde war, so kannte sie mich nicht, und ich hatte sie auch noch nicht gesehen. Ich erzählte von dem alten Manne und bat sie, ihn zu besuchen; sie sagte aber, ich werde den Diener damit beauftragen. Die Wohnung war sehr schön eingerichtet, ein wahrer Contrast gegen die Kammer, in der der Alte oben lag. Als ich ihr vorhielt, daß sie von einem Besuch bei dem Alten einen großen Segen haben und so recht herzlich zufrieden werden könnte mit der Lage,

in der sie sich befinde, da der arme Mann viel besser sein könne, als wir, die wir doch auch nur arme Sünder wären, sah ich, daß ich bei dieser Dame nichts ausrichtete und kein Verständniß fand. Nach einigen Tagen besuchte ich wieder den Alten und war ganz überrascht zu sehen, daß sein Bett sehr verbessert war. Vor demselben stand ein Tischchen mit Apfelsinen und anderen Früchten. Er rühmte die gnädige Frau, die ihn so schön versorge mit Speise und Trank. Kurz darauf starb der Arme. Der Portier und ich waren die Einzigen, die an seinem von der Armendirection gegebenen Sarge standen. Vor der Thür der Bel-Etage wurde der Sarg von den Trägern ein wenig niedergesetzt, ich klingelte wieder und bat die Dame, sie möchte ein wenig heraustreten, damit ich ihr den Dank des Alten aussprechen könnte; sie verweigerte es aber und meinte, daß es dem Todten nichts nütze. Ich erwiederte, daß es ihr aber nützen könne. Kleine Dinge können viel verderben und auch manchmal viel Segen stiften. Von da ab kam sie fleißig zur Kirche und reichte mir beim Gange durch die Sakristei sehr gnädig die Hand, brachte auch bald den Geheimen Rath mit.

Wie könnten doch die Reichen gesegnet werden, wenn sie sich um die Armen bekümmerten!

Eines Tages wurde ich nach dem Kroll'schen Lokal gerufen, um einem Seiltänzer das Abendmahl zu reichen; weil der Mann noch bei ganz klarem Verstande war, so gab das Veranlassung zu einer längeren Besprechung

und ich bemerkte kaum, daß in der Ecke des Zimmers ein Mädchen sich befand. Als ich am Abende noch spät arbeitete, hörte ich, wie einige Male an mein Fenster Sand geworfen wurde; ich stand auf und sah im Schein der Straßenlaterne ein Mädchen stehen, das mir zuwinkte. Ich schloß die Hausthür auf und sie kam herein, erzählte mir mit großer Bewegung, daß sie von den Seiltänzern fortgelaufen sei weil sie von ihr verlangt hätten, daß sie sich zu den Kunstleistungen kleiden solle, wie es ihrem Schamgefühl widerspreche; sie sei deshalb heimlich fortgelaufen, weil sie sich nicht entschließen könne, die Stellungen und Tänze auszuführen, die ihr zugemuthet würden; da sie aber das Gespräch mit dem kranken Manne mit angehört habe, so habe sie vorsichtig nach meiner Wohnung geforscht. Es sei ihr gelungen, heimlich aus dem Hause zu kommen. Sie bat mich flehentlich, sie die Nacht zu beherbergen und ihr zu helfen, morgen früh nach Danzig zu entfliehen, wo ein Onkel von ihr wohne, der sie aufnehmen werde. Zuerst wußte ich nicht, wo ich das Kind lassen sollte, meine Hausgenossen schliefen schon längst, es blieb nur übrig, sie in die Confirmandenstube zu führen; ich übergab ihr meinen Reisepelz und eine Decke, womit sie sich sehr bald ein Lager bereitete und sich hinlegte. Sehr früh war sie aber wieder in meiner Stube und verlangte sofort verborgen zu werden, weil der Mann mit den großen Hunden kommen werde, um sie einzufangen. Ich rief den Kirchendiener, der das Kind nach Schloß Bellevue bringen

sollte, wo eine mir bekannte pensionirte Kammerdienerfrau wohnte, und gab ihm auch das nöthige Geld mit, um das Kind so zu kleiden, daß es nicht zu sehr auffalle, denn das Kleid war mit allerhand Flittern besetzt und reichte kaum bis ans Knie; auch die rothen Schuhe mußten beseitigt werden. Kaum war der Kirchendiener mit ihr abgegangen, da kam ein Mann mit zwei großen Hunden, die an meiner Hausthür umher schnüffelten. Der Mann kam herein und behauptete, das entflohene Mädchen müsse in meinem Hause sein. Ich gab ihm anheim, es in meiner Wohnung zu suchen. Sehr auffällig aber war es mir, daß die Hunde im Confirmandenzimmer gerade auf der Stelle, wo das Kind die Nacht zugebracht hatte, stehen blieben. Der Mann ging endlich mit der Drohung fort, daß er von der Polizei mich werde nöthigen lassen, das Kind herauszugeben, weil er fest überzeugt sei, daß es in meinem Hause gewesen oder noch sei. Gegen Mittag ging ich zu der alten Kammerdienerfrau in Bellevue, die auf Andringen des Mädchens die nothwendigen Sachen von einer Familie gekauft hatte, in der eine Tochter von gleicher Größe sich befand, und daher so schnell den anständigen Anzug hatte besorgen können. Ich erzählte dem Kinde, daß der Mann mit den großen Hunden wirklich gekommen wäre, und wie ich ihn losgeworden sei. Sie sprang mit wunderbarer Gewandtheit, hielt sich die beiden Hände mit ausgespreizten Fingern an die Nase und freute sich in ausgelassener Weise, daß sie der Gefangenschaft entronnen

sei. Darauf fuhr ich mit ihr nach dem Bahnhofe, löste ein Billet und sie reiste nach Danzig ab. Auf dem Wege nach dem Bahnhofe erzählte sie mir, daß sie die Tochter eines wohlhabenden Mannes sei in Königsberg i/Pr., der aber leidenschaftlich spiele und sein Vermögen verloren habe, besonders an den Equilibristen, der ein großes Wohlgefallen an dem schönen, in allen Bewegungen geschickten Kinde fand, und Beide vereinigten sich dahin, daß sie ihm auf fünf Jahre sollte überlassen werden. Ganz klar ist mir die Geschichte nicht geworden: denn sie war sehr übermüthig und fröhlich, nannte mir noch den Namen ihres Onkels, der mir meine Auslagen gerne erstatten werde. Nach einiger Zeit erhielt ich von dem Onkel in Danzig einen Brief mit Geld, und ich mußte mich wundern, daß das Mädchen fast ganz genau meine Auslagen, wie ich sie ihr gesagt hatte, angegeben; sogar noch ein kleines Biergeld für den Kirchendiener, der sie zu der alten Frau geführt hatte, war beigefügt. Späterhin hat mir das Mädchen ihre Verlobung mit einem Edelmann in Polen angezeigt; in gewandter aber sehr launiger Weise spricht sie sich dankbar darüber aus, daß ich sie errettet habe, bemerkt aber auch, daß sie von den Seiltänzern nie schlecht oder unanständig behandelt sei, unerträglich sei es ihr nur geworden, sich so zu kleiden, wie man es von ihr verlangt habe und darum sei sie geflüchtet und über einen hohen Bretterzaun geklettert und des Abends spät durch den Thiergarten sei es ihr gelungen, meine Wohnung zu erfragen und zu finden.

Einst kam ein Mann mit seiner Frau zur Kirche, als gerade über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge in der Predigt geredet wurde; er aber schüttelte den Kopf, und als sie nach Hause kamen, sagte er, indem er auf seinen eisernen Geldschrank hinwies, „das ist die solide Grundlage alles irdischen Wohlseins.“ Am Nachmittage besuchte ich einen kranken Mann, der im Keller des Hauses wohnte, das dem reichen Herrn gehörte, und es wurde mir erzählt von dem Jammer in der Bel-Etage. Das einzige Kind war von der Bräune befallen, die oft nach kurzem Prozeß den Tod herbeiführt. Viele mögen wohl denken, daß es ein Zufall gewesen sei, der mich in das Haus führte. Ich kniete am Bette des Kindes nieder, auch beide Eltern beugten ihr Knie. Der Mann aber ging sofort darauf weg. Kurz darnach trat ich wieder an das Bett des Kindes und gewahrte, wie der Mann selbst versuchte zu beten, was sich aber anhörte, als ob er sich mit unserm Herr Gott zankte. Die solide Grundlage alles irdischen Wohlseins, wie er seinen Reichthum genannt hatte, wankte sehr, und er hätte wohl Alles hingegeben, um das Leben seines Kindes zu retten, aber nur allein der allmächtige Gott kann es!

Am Sonntage vor Weihnachten predigte ich darüber, daß Weihnachten ein schönes Fest der Freude sei. Mehrere Eltern hatten auch ihre Kinder mitgebracht. Am Abend brannte auch in einem vornehmen Hause der Weihnachtsbaum und reiche Gaben waren aufgebaut. Als die Kinder hereingestürmt waren, trat ein kleines

Mädchen an den Vater, der auf dem Sopha saß, heran und fragte, weshalb wird Weihnachten nur einmal im Jahre gefeiert und nicht öfters? Der Mann gehörte zu den Hochgebildeten, hatte aber doch noch so viel Respect, daß er nicht wagte, seinen Unsinn vor dem Kinde auszukramen. Vor ihm an der Wand hing das Bild seines alten frommen Vaters, das laut anfing zu reden, und welche Gedanken an seine Jugend und an die Wege Gottes mögen die Seele des Mannes bewegt haben? Als wieder Weihnachten kam, wußte der Mann Antwort zu geben, weshalb wir Weihnachten feiern. Das Bild seines Vaters war mit einem schönen Kranz geschmückt.

Ein Mann kam zu mir und bettelte; darauf hingewiesen, daß er kräftig und stark sei, er solle arbeiten und sein Brod verdienen, erwiederte er, daß er kürzlich aus dem Gefängniß entlassen sei, Niemand wolle ihn zur Arbeit annehmen; stehlen wolle er nicht mehr, der Hunger zwinge ihn zum Betteln. Ich gab ihm 50 Pf. Am folgenden Tage kam er wieder und sagte, er sei am Sonntage in der Matthäuskirche gewesen und habe das Vertrauen gewonnen, daß ich ihm helfen müsse; ich gab ihm wieder 50 Pf. Als er aber am dritten Tage wieder kam, ging ich mit ihm zu einem Manne in der Potsdamer Straße, der einen Flügel an seinem Hause baute und in seinem Garten einen Teich graben ließ, in dem er Fische halten wollte, und bat ihn, dem armen Manne Arbeit zu geben, wozu er auch bereit war. Am Sonnabend kam er und sagte, er sei entlassen, weil er kein

Arbeitsbuch habe, und daß er aus dem Gefängnisse komme, habe er nicht sagen mögen. Ich ging mit ihm zu dem Bauherrn und erzählte, daß er bestraft sei und kein Arbeitsbuch habe, erhielt aber den Bescheid, daß er seiner übrigen Arbeiter wegen ihn nicht annehmen könne, er fragte mich, ob ich einen solchen Menschen in mein Haus nehmen würde, wozu ich freilich keine Gelegenheit hatte, und ob ich dann ersetzen wolle, was er stehlen werde? Ich ließ den Mann hereinkommen und ermahnte ihn zur Ehrlichkeit, wenn er aber stehlen sollte, so möge er mäßig sein und nicht über 10 Thaler nehmen, für die ich gut sagen wolle; er solle aber alle Sonntage durch die Sakristei kommen und mir immer die Hand reichen. Nach zwei Monaten erschien er in einem stattlichen Anzuge, den er von einem Trödler gekauft hatte. Er rühmte den Bauherrn, daß er ihn gut behandele und besolde. Er befindet sich jetzt in recht guten Verhältnissen und besucht mich oft, ist auch gegen mich überaus dienstfertig.

Sehr gerne erzählte ich in den Predigten Geschichten von der Kraft des Glaubens, die gerne gehört und auch beherzigt wurden.

Ein Schiffskapitain wurde von England nach Ostindien geschickt mit einem längere Zeit in Anspruch nehmenden Auftrage. Weil er sein Weib und seine zwei Kinder sehr lieb hatte, so nahm er sie mit. Unterwegs erhob sich ein großes Unwetter, so daß das ganze Schiff krachte und in großer Gefahr war. Er hatte

mit der Leitung und Regierung des Schiffes so viel zu thun, daß er sich um Frau und Kinder wenig bekümmern konnte. Als er aber glaubte einen Augenblick Zeit zu gewinnen, ging er in die Cajüte und fand die Frau so verzagt, daß sie nicht mehr bei vollen Sinnen war, und je mehr das Schiff hin und her geworfen wurde, desto mehr stieg ihre Angst. Der Mann suchte sie zu beruhigen, ermahnte zum Gebet und zum Gottvertrauen, aber Alles war vergebens und sie fragte, ob es ihm gleichgültig sei, wenn sie in den Wellen mit den beiden lieben Kindern umkommen müßte; seine Ruhe verstand sie nicht. Er ging hinauf, kam aber bald wieder zurück, hatte sein blankes Schwert in der Hand und hielt die scharfe Spitze gegen die Brust seiner Frau. Zuerst erschrak sie, sah ihn aber dann ganz freundlich an, und, als der Mann fragte: „fürchtest Du Dich nicht?“ antwortete sie: „so lange das Schwert in Deiner Hand ist, fürchte ich mich nicht, weil ich aus Erfahrung weiß, wie lieb Du mich hast.“ Er aber redete weiter: „ich bitte Dich, glaube doch an die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, dem Wind und Meer gehorsam sind, ohne dessen Willen kein Haar von Deinem Haupte fallen kann. Er hat Dich und unsere Kinder viel lieber, als ich Euch haben kann.“ Das Weib wurde ruhiger und war durch den Muth des Mannes überwunden. Die Anwendung dieser Erzählung war so leicht, daß sie doch Manchem, der in Noth und Trübsal war, zu Herzen ging.

Ein Kaufmann, der von der Messe aus Leipzig zurückkehrte, übernachtete in einer kleinen Stadt. Einem Mädchen des Hotels war der Auftrag gegeben, ihn zu bedienen. Er dachte an die Gefahren, denen sie in ihrem Dienste ausgesetzt sei, er fragte, ob sie auch ihr Gebet halte, daß sie bewahrt bleibe. Er hielt ihr ein Goldstück hin und sagte: wenn Du mir versprichst, keinen Abend zu Bette zu gehen, ohne Deine Knie zu beugen und zu beten: „Herr Jesu erbarme Dich meiner, und lehre mich meine Sünden erkennen!" — so will ich Dir das Goldstück schenken. Das Mädchen versprach, daß sie es thun wolle. Als sie am Abend zu Bette ging, that sie, wie sie zugesagt hatte. Sie mochte wohl leichtfertig, wie sie war, zuerst wenig bei diesen Worten sich denken, doch um des Goldstücks willen that sie es. Als der Kaufmann nach einem Jahre wieder kam, fragte er den Wirth, wo das Mädchen geblieben sei, und erhielt den Bescheid, daß sie sich bei einer alten blinden Frau aufhalte und sie bediene. Der Kaufmann ging dahin. Das Mächen erschrak, als sie ihn erkannte. Er fragte: „Hast Du gethan, wie Du mir versprochen hast?" Er hielt ihr das Goldstück hin, sie aber schämte sich und wollte es nicht annehmen und sagte: „Ich weiß nun, daß ich bei Gott in Gnaden bin." Nach dem Tode der blinden Frau kam das Mädchen in meine Gemeinde, in den Dienst der Gutsherrschaft. Sehr bald bewarb sich ein braver gottesfürchtiger Mann um ihre Hand. Als sie vor dem Altare stand, fiel es mir sehr auf,

daß sie ein Goldstück an einem Bande um den Hals hängen hatte. Sie hatte eine Oese daran machen lassen und erzählte mir unter großer Bewegung die Geschichte. Der Herr kann auch die todte Gewohnheit zum Gebet segnen.

Ein Gutsbesitzer besuchte seinen Bruder in der Stadt, einen vornehmen Herrn, der ihm zu Ehren ein Diner gab. Der Gutsbesitzer hatte sein Töchterchen mitgebracht. Als die Suppe herumgereicht war, sah das Kind auf seinen Teller, aß aber nicht. Es wurde gefragt: „warum ißt Du nicht?" da antwortete das Kind, indem es sich an den Vater wandte: „Vater, sie essen schon und haben noch nicht einmal gebetet." Das machte einen großen Eindruck auf die ganze Gesellschaft.

Ein anderes Beispiel, daß der Herr auch Kinder im Missionsdienste gebrauchen kann, ist folgendes.

Ein Mann war genöthigt, eine zweite Frau zu heirathen. Als die Hochzeit zu Ende war, ging die junge Frau auch in die Kinderstube, wo die drei Kinder schon in den Betten lagen. Der älteste Knabe fragte: „Bist Du nun wirklich unsere Mutter?" und als sie es bejahete, sagte der Junge: „so mußt Du auch niederknien und mit uns beten, wie es unsere Mutter immer gethan hat." Sie that es und Gott hat seinen Segen dazu gegeben.

Ein Kaufmann hatte viel Geld erworben, er wollte aber noch immer mehr haben und ließ sich auf der Börse in gefährliche Speculationen ein, machte Bankerott

und gerieth in große Schulden; er verlor sein schönes Haus und Alles, was er hatte. Von dem Wenigen, das ihm übrig blieb, miethete er eine geringe Wohnung; was er mitnahm aus seinem Hause, war ein geringes Bild des Gekreuzigten, das er immer über dem Bett seiner seligen Mutter hatte hängen sehen und das jetzt in seiner kleinen Stube hing. Nach und nach fing das Bild an sehr laut zu reden und er dankte Gott, der ihn herumgeholt hatte.

Ein hochgestellter Mann erzählte mir aus seinem Leben folgende Geschichte.

Auf einer Dienstreise führte mich mein Weg auch durch das Dorf, das einst meinem Vater gehörte und in dem ich als Kind gelebt hatte. Die Pferde wurden gewechselt. Neben dem Wirthshause lag der Kirchhof, auf dem auch meine Eltern begraben waren. Durch das Gitter vor dem Grabgewölbe konnte ich die Särge von Vater und Mutter sehen. An den Kirchhof grenzte der herrschaftliche Park; die Pforte war nicht verschlossen und ich ging hinein. Wie war doch hier Alles geändert und die Bäume groß geworden. Ich suchte aber besonders eine Stelle, die mir als Kind sehr wichtig geworden war. Im Gebüsch stand noch der große Stein, bei dem meine Mutter oft ihr Gebet hielt und mich dahin mitnahm. Jetzt sind um den Stein herum schöne Blumen gepflanzt, darunter auch ein Vergißmeinnicht. Ich stand dabei und bald fing das Vergißmeinnicht an sehr laut zu reden. Zuerst hörte ich andächtig zu, dann

aber wollten die Füße mich nicht mehr tragen und ich mußte niederknien, wie ich als Kind neben der Mutter gekniet hatte.

Die Reise ist dem Manne für sein ganzes Leben von großer Wichtigkeit geworden.

Wenn ich auch noch Manches erzählen könnte, wie das Wort Gottes in der unruhigen Zeit auf die Gemüther wirkte, so breche ich doch davon ab und will nur noch bemerken, daß man Unrecht thut, wenn man glaubt, daß die, die sich äußerlich von der Kirche getrennt haben, gar nicht mehr für Gottes Wort zugänglich seien. Mehrfach erhielt ich Briefe ohne Namen, mit der Aufforderung, Diesen oder Jenen zu besuchen, was ich denn auch gethan habe. Oefters fand ich solche, die in großer Verzweiflung standen und mit Gedanken an Selbstmord geplagt wurden; auch solche, die da meinten, daß die Zustände der Art geworden wären, daß man in Berlin nicht bleiben könne, seine amtliche Stellung aufgeben müsse und in die Einsamkeit gehen. Es war immer eine eigenthümliche Aufgabe, mit solchen Personen zu verhandeln, deren Namen ich nicht einmal gehört hatte und von denen ich gar nichts wußte. Erst nachdem ich Rath und Trost im Gebet gesucht hatte, ging ich hin. — Bei einem hochgestellten Herrn ließ ich mich durch den Diener melden. Er war verwundert, daß ich komme, und ich war verlegen. Er sagte mir kurzweg, daß er in der Kirche gewesen sei, aber mit meinen Ansichten vom Leben und Sterben der Menschen sei er

nicht einverstanden. Ich bat ihn mir zu erlauben, mit ihm ein Gebet zu halten. Als ich niederkniete und den Herrn anrief, ihn zu bewahren und seiner Seele Ruhe zu geben, setzte er sich auf einen Stuhl, reichte mir aber, als ich gehen wollte, die Hand und sprach den Wunsch aus, daß ich ihn doch recht bald möchte wieder besuchen. Ich habe später den Herrn näher kennen und ehren gelernt.

Ich will nur noch von dem Ende des Kriegsministers Grafen Roon kurz berichten. Nachdem er aus dem Amte geschieden war, wohnte er auf seinem Gute in Schlesien. Er war wieder hierher gekommen und hielt sich in einem Hotel in der Nähe des Königlichen Palais auf. Er erkrankte, konnte aber von seinem Zimmer aus das Fenster sehen, vor dem oft viel Menschen stehen und sehr glücklich sind, wenn sie einmal das Angesicht des Königs erblicken können. Er hatte sein Bett so stellen lassen, daß, wenn er sich aufrichtete, er auch das Fenster sehen konnte. Da ich bei meinem Besuche merkte, daß sein Ende nahe sei, wagte ich in das königliche Palais zu gehen, ward auch vorgelassen und berichtete dem Könige, daß sein treuer Diener drüben im Sterben liege und sich sehr sehne, noch einmal das Angesicht seines Königs zu sehen. Bald darauf starb Roon und ich erfuhr, daß Se. Majestät wirklich noch vor seinem Ende bei ihm gewesen sei. Er war nicht allein ein vortrefflicher Kriegsminister, sondern war auch geübt im Dienste des Königs aller Könige. Während des Krieges in Frankreich soll der König einmal gesagt

haben: Roon hat das Schwert geschärft, Moltke hat es geführt und Bismarck hat gesiegt.

Als ich den ersten Band schrieb, dachte ich zunächst an meine lieben Kinder, die alle in Pfarrhäusern wohnen und an denen ich viel Freude erlebe; seitdem ich aber Mitglied des Consistoriums geworden und mir die Generalsuperintendentur übertragen war, gingen meine Gebete und meine Gedanken weiter auf meine lieben, theuren Amtsbrüder, deren Noth und Arbeit ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Nicht alle Pastoren sind bekehrte Männer und, daß sich ein Geistlicher, der schon mehrere Jahre im Amte steht, ehrlich bekehre, geschieht eben so selten, wie daß sich ein Jude bekehrt. Viele beruhigen sich sehr leicht damit, daß sie ihre Amtsgeschäfte ordnungsmäßig verrichten und bei dem Superintendenten oder gar bei dem Consistorio gut angeschrieben sind. Andere meinen, daß, wenn auch in der Gemeinde keine sichtbaren Folgen sich zeigen, sie sich damit beruhigen könnten, daß sich vielleicht Einige gebessert haben, daß der Kirchenbesuch erträglich sei, und sie von den Leuten, doch wenigstens von Einigen, gelobt werden; aber es fragt sich doch, woher es kommt, daß so selten oder gar keine Bekehrung vorkommt. Es liegt oft daran, daß der Pastor sich selbst noch nicht bekehrt hat. Es ist ein großer Unterschied, ob ein bekehrter Pastor, der in der Heiligung lebt, oder ein unbekehrter Mann das Wort Gottes verkündigt. Es giebt Pastoren, die ihre Qualifikation zum Amte davon herleiten, daß sie die

Prüfungen vor dem Consistorio gut oder mäßig bestanden haben und das Ordinationsgelübde abgelegt. Es giebt auch Pastoren, die sich vielleicht mit dem Kopf oder mit ihrer Ueberzeugung vom Unglauben abgewandt haben, aber weder den Kampf in der Buße noch die Kraft des Glaubens in der Heiligung erfahren haben. Sie predigen ziemlich der Orthodoxie gemäß. Ein natürlicher Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Es ist merkwürdig, daß auch ungläubige Leute in der Gemeinde es sehr durchfühlen und erkennen, welcherlei Art der Pastor ist, ob er ein Miethling oder ein Seelenhirte ist. Er soll den Weg zeigen, der aus der irdischen Fremde in die wahre Heimath führt, deutlich und klar verkündigen, wie aus einem armen Sünder ein Gotteskind werden kann. Wer aber die Kraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen nicht erfahren hat, dessen Predigt läßt kalt und findet die Herzen nicht. Er mag es wohl erreichen, daß, wenn er von der Noth und Traurigkeit des irdischen Lebens redet, einige Thränen fließen, aber nicht, daß die Leute an Bekehrung denken und ihre Sünden erkennen, die ihnen das Leben sauer machen und den Frieden aus ihrem Hause vertreiben.

Bei der Ausübung der Seelsorge ist es durchaus erforderlich, daß der Pastor die Versuchungen und Gefahren kennt, die ein natürlicher Mensch überwinden muß, der zum Frieden kommen will. Er muß gelernt haben zu bitten und zu ermahnen an Christi Statt. Die Gottlosen und die in seiner Gemeinde in offenbaren

Sünden leben, darf er nicht verachten, sondern muß bedenken, daß sie ihm befohlen sind, und wenn sie ihm nicht nahen, so muß er ihnen nachgehen. Das wahre und herzliche Mitleiden hat nur ein Pastor, der die Liebe und die Gnade Gottes an seinem Herzen erfahren hat; den natürlichen, alten Menschen erkennt man nur erst gründlich, wenn man den Kampf in der Heiligung selbst kämpfet. Der Weg zum Frieden ist nicht allein mit Kreuzen besäet, sondern es fehlen auch nicht Diebe und Mörder, die in der Wüste auf uns lauern. Der Pastor muß in der Liebe zur Gemeinde stehen, daß ihm allemal das Herze bricht, sie kommen oder kommen nicht. Mühselig und beladen ist immer der natürliche Mensch, und darum hilft nicht Schelten und Vorwürfe machen, sondern die Predigt muß in freundlicher und lockender Weise zurufen: „Kommt, es ist Alles bereit." Der Helfer in aller Noth und der Tröster in aller Trübsal ist allein Jesus Christus, unser Herr, und denen, die ihn lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Im Glauben an ihn erfährt man den Zug des Vaters zum Sohne. In den Wegen, die wir im irdischen Leben gehen oder geführt werden, erkennen wir immer mehr Gottes erziehende Liebe, die uns herumholen will und uns erlösen von allem Uebel. Der Eine wird gestraft und gezüchtigt, der Andere soll durch Gottes Güte überwunden werden. Es sind gesegnete Stunden, wenn Johannes der Täufer uns besucht und uns die Augen öffnet über unser Leben und auf den hinweiset, der uns

unsere Sünden vergiebt und uns in den Abgrund der Barmherzigkeit Gottes sehen läßt. Finde ich dies Eine, das Alles ersetzt, so werde ich mit dem Einen in Allem ergötzt. — In schweren Tagen kann ich den Frieden bewahren, und in guten Tagen doch in der Zucht des heil. Geistes bleiben.

Zur Ausübung der speciellen Seelsorge hat der Geistliche in Berlin selten Gelegenheit, weil er die Einzelnen zu wenig kennt und auch das Vertrauen ihm fehlt. Doch hat es auch mir nicht ganz daran gefehlt, daß das Gewissen bei Einigen aufwachte und sie zu mir kamen. Ihre Bemühungen, durch Lustbarkeiten oder durch berauschende Getränke u. dgl. das Gewissen zu beruhigen, haben immer nur auf kurze Zeit den Wurm, der an ihrem Herzen nagt, beschwichtigt, und nach kurzer Zeit hat er hier wieder zu arbeiten begonnen. Ich erinnere mich, daß ein junger Mann zu mir kam, der seinen bereits gestorbenen Eltern wohl viel Kummer und Gram gemacht hatte. Er klagte, daß selbst in der Nacht und in den Träumen er seine Mutter weinen sehe und die Seufzer seines Vaters höre. — Ein Anderer, der ein Mädchen verführt hatte und jetzt in Frankreich lebte, schrieb mir einen langen Brief, indem er mir erzählte, daß die Thränen der Verlassenen ihn auf allen Wegen verfolgten, und verlangte, daß ich das arme Mädchen aufsuche und, wenn sie in Noth sei, wolle er ihr Geld schicken. — Noch ein Anderer, der schon in ziemlich hohen Jahren stand, war in Angst und Unruhe, weil er in jungen Jahren

eine Wittwe um ihr Vermögen betrogen hatte. Sie hatte eine Tochter und die Frau wollte sie gern verheirathen. Im Vertrauen übergab sie ihm ihr ganzes Vermögen, weil er sich gerade jetzt in Verlegenheit befinde. Er nahm das Geld, das in Staatspapieren bestand, verführte noch die Tochter, ging in die Ferne, so daß niemand wußte, wo er geblieben sei. Die Wittwe kam in große Noth. Die Tochter verheimlichte möglichst ihre Schwangerschaft, denn weil sie nicht gerade den niedrigen Ständen angehörte, schämte sie sich sehr. Das geborene Kinde wurde getödtet und seine Mutter wurde mit Gefängniß bestraft. Die Erinnerung an diese Schandthat wachte in solcher Gewalt auf, daß er in großer Angst vor Gottes Gericht zu mir kam. Er wollte sehr gerne wieder gut machen, was er so schrecklich gesündigt hatte. Er entschuldigte sich mit der Noth, in der er damals gestanden habe und mit dem Entgegenkommen der Mutter und Tochter, die ihm mehr Anerbietungen gemacht hätten, als er begehrt habe. Ich gab mir Mühe, dem Manne das Blut Jesu Christi vorzuhalten, und wenn auch unsere Sünde blutroth sei, so könne sie doch noch Vergebung finden, wenn wir uns zu dem Glauben bekehren an den, der alle unsere Sünden getragen hat. Es giebt aber Sünden, die die Bekehrung schwer oder wohl gar unmöglich machen. Der Mann entschuldigte wohl seine Schandthat, aber zur ehrlichen Buße brachte er es nicht. Die in Noth und Armuth gerathene Wittwe und das geschändete Mädchen, das von ihren Verwandten verachtet und verstoßen

wurde, verfolgten ihn auf allen Wegen. Ich glaube, daß kein Mensch verloren geht, an dem die Gnade Gottes sich nicht in den Lebensfügungen bezeugt hätte. Es giebt aber auch ein furchtbares Gericht der Verstockung, das über die kommt, die zwar Gottes Wort hören, aber nicht darnach thun wollen und im Leben weder durch seine Strafen noch durch seine Geduld sich zur Bekehrung bringen lassen.

Wenn auch mein alter Freund, der arme Schneider, mich sehr dringend ermahnt hatte, ich solle in Berlin nicht anders predigen, als in Brüssow, so üben doch die Personen, die um die Kanzel sich versammeln, einen großen Einfluß auf den Prediger aus. Es giebt in Berlin Geistliche, die gerühmt und gelobt werden wegen ihrer Gaben und Gelehrsamkeit. Ich war mir wohl bewußt, wie gering ich in allen diesen Dingen war und forschte nach, woran es liege, daß der eine Pastor starken Kirchenbesuch hatte, und der andere nur von sehr wenigen gehört wurde. Goßner predigte in überaus einfacher Weise und sprach auf der Kanzel, wie er im Leben mit den Einzelnen verkehrte. Wenn er auch oft Ausdrücke gebrauchte, die stark und schroff waren und nach den Regeln der Homiletik auf die Kanzel nicht gehörten, so fühlte man ihm doch die herzliche Liebe zu der Gemeinde ab. Er ermahnte mich oft, ich solle mich nur selbst bekehren, dann würde sich das Uebrige finden; das Zeitwort „bekehren" habe kein Perfectum und dürfe nur im Präsens gebraucht werden. Hengstenberg verlangte, ich solle mich zu den Pastoren in der Stadt halten, die ihres Glaubens und Bekenntnisses

wegen verschmähet wurden, aber recht treu in Erfüllung ihrer Pflichten wären, und besonders sich der Armen und Kranken annehmen. Er ermahnte mich, möglichst alle Polemik auf der Kanzel zu vermeiden, dagegen immer den alten Menschen anzugreifen und nachzuweisen, daß die Sünde der Grund alles Elendes, alles Unfriedens und aller Noth sei.

In meiner früheren Gemeinde hatte ich die Ordnung gehalten, daß ich ein Jahr über die Evangelien, das folgende Jahr über die Episteln und das dritte Jahr über selbstgewählte Texte predigte, die aber der Idee des Sonntags und des Kirchenjahres entsprachen. Für die regelmäßig stattfindenden Nachmittags-Gottesdienste wählte ich Stellen aus dem Katechismus. Die Kirche füllte sich immer mehr. Der Oberbaurath Stüler erweiterte das Chor vor der Orgel und legte an beiden Seiten der Orgel noch zwei kleine Chöre an; auch der Raum vor dem Altar wurde durch einige Bänke und Rohrstühle nutzbarer gemacht. Im Ganzen mußte ich annehmen, daß meine Predigten den Bedürfnissen der Berliner entsprachen, denn, wenn auch der Reiz der Neuheit Anfangs die Leute in die Kirche führen mochte, so blieb es doch dabei, daß die Kirche Vor- und Nachmittags sehr stark besucht ward. In den Montags-Nummern einer viel gelesenen Zeitung erschienen mehrere Artikel, gezeichnet B. v. F., die meine Predigten scharf kritisirten und erklärten, daß ich wohl für Bauern und ungebildete Leute predigen könne, aber nicht für Gebildete. Goßner lobte mich wegen der ungebührlichen

Kritik des Herrn B. v. F., indem er sagte: der Spott der Welt ist ein gutes Zeugniß für Deine Predigten. Eines Tages ging ich über den Gensdarmenmarkt, da trat ein Herr zu mir heran, und sagte, mein Rock sei auf dem Rücken mit Kalk beschmutzt, ich müsse mich wohl an eine Wand gelehnt haben, ich solle still halten, er wolle den Kalk entfernen; er nahm sein kleines Stöckchen, das er in der Hand hatte und klopfte etwas nachdrücklicher auf meinen Rücken, als es mir schien nöthig zu sein, und als ich mich bei ihm bedankte, sagte er: „es ist mir eine Befriedigung, daß ich Sie auf öffentlichem Markte haben aushauen dürfen für die Grobheiten, die Sie mir auf der Kanzel ins Angesicht gesagt haben.“ Er bedankte sich, daß ich still gehalten habe und er seine Satisfaction habe nehmen können, weil ich aus seinem Leben eine Geschichte erzählt hätte, wodurch ich seine Ehre verletzt habe. Er nahm seinen Hut ab und nannte sich B. v. F. — Von da an hörten die Schmähungen des Montags in der Zeitung auf.

Im Jahre 1849 fing Wrangel an die Kirche regelmäßig zu besuchen. Nach dem Gottesdienste schickte er seinen Adjutanten zu mir mit der Aufforderung, zu ihm zu kommen. Er verlangte von mir das Concept der Predigt, die ich am Sonntage gehalten habe. Ich hatte nun freilich kein vollständiges Concept, sondern nur den Gedankengang aufgeschrieben, versprach aber, es möglichst treu herzustellen. Er ließ die Predigt in tausenden von Exemplaren drucken und vertheilte sie, wie er mir sagte, in der Armee.

Ein Amtsbruder hatte mich bei dem Oberkirchenrath verklagt, daß ich nicht betete „Unser Vater", sondern „Vater unser" und beim heiligen Abendmahl nicht Semmelbrod, sondern Oblaten austheile, und sogar sage: „das ist der wahre Leib unsers Herrn Jesu Christi" — er beschuldigte mich überhaupt, die Union zu ignoriren. Die Behörde ließ die anderweitigen Beschuldigungen unbeachtet, und verlangte nur, daß ich die Oblaten mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes nicht gebrauchen solle, was eigentlich auch nur dann geschehen war, wenn das Semmelbrod nicht ausreichte oder, wenn solche Personen zum Sakramente kamen, die ausdrücklich die Oblate verlangten. Es kam vor, daß die Zahl der Communikanten sehr groß war, und mir war es stets anstößig, wenn viele Krümel von dem Brod an die Erde fielen. Mehrere nahmen mir das Brod aus der Hand und steckten es sich selbst in den Mund; auch den Kelch faßten sie selbst an, wenn er ihnen gereicht wurde. Die Verfügung der Behörde lautete aber nicht befehlend, sondern nur ermahnend. Besonders die Personen, die aus der Bethlehemsgemeinde zur Matthäuskirche kamen, verlangten, daß ihnen die Oblate gegeben werde. Nur einmal war ich genöthigt, gegen die katholische Kirche mich auszusprechen und zwar aus folgender Veranlassung. Die Königin hatte, von einer längeren Reise zurückkehrend, der Kirche ein schönes Crucifix mit ungewöhnlich langem Kreuzbalken aus Nürnberg mitgebracht; ich hing es neben der Kanzel auf; bald aber verbreitete sich das Gerücht, daß das schöne Crucifix ein

Prozessionskreuz sei, und es wurde gesagt, ich beabsichtige Prozessionen, wie sie bei den Katholiken gebräuchlich sind, einzuführen. Weil man in Berlin den Katholizismus mehr perhorrescirt, als Unglauben und Gottlosigkeit, so wurde von Mehreren verlangt, daß das Kreuz wieder entfernt werde, und Einige gingen sogar soweit, ihre Sitzplätze zu kündigen und die Kirche nicht mehr zu besuchen. Es gelang aber in kurzer Zeit, die Leute zu beruhigen. In der Lausitz hatte ich gesehen, daß bei allen Leichenzügen das Bild des Heilandes an einem langen Schaft vorangetragen wurde, und ich hätte es auch gern hier eingeführt, daß den Särgen von der Pforte des Kirchhofs bis zum Grabe hin das Kreuz des Herrn vorgetragen würde. Ich besprach die Sache mit Hengstenberg, der aber warnte, obgleich Goßner sich dafür erklärte; weil jedoch der Gemeinde-Kirchenrath seine Zustimmung dazu nicht geben wollte, so unterließ ich es. Es war bereits von einem Manne aus der Gemeinde eine hellklingende Glocke für den Kirchhof geschenkt und in einem kleinen hölzernen, thurmartigen Gebäude neben der Leichenhalle aufgehängt. Es wurde den Leidtragenden überlassen zu bestimmen, ob geläutet werden solle oder nicht. In seltenen Fällen nur wurde es verlangt, auch wohl aus dem Grunde, weil dem Manne, der die Glocke in Bewegung zu setzen bereit war, dafür zwei Mark gezahlt werden sollten.

Unter den wenigen Büchern, die mein Vater hinterlassen hatte, befand sich auch ein Quartant, der die Predigten von Brastberger enthielt, in dem er ge-

wöhnlich des Sonntags Abends zu lesen pflegte, und ich folgte ihm darin nach; wenn ich auch jeden Sonntag dreimal predigen mußte, so war es mir doch erquicklich, mir auch von dem alten Brastberger eine Predigt halten zu lassen. In Brüssow lebte ein Dachdecker, der für einen frommen Mann gehalten wurde, aber niemals in die Kirche kam, der sich auch von den separirten Lutheranern fern hielt und für einen Sonderling galt. Ich besuchte ihn eines Sonntags Abends und fand ihn, daß er aus einem alten Predigtbuche seinen Kindern vorlas. Aus dem Gespräche mit ihm mußte ich bald erkennen, daß er in der Heilsordnung gediegen und gründlich bewandert war, und als ich ihn fragte, weshalb er nie die Kirche besuche, erzählte er mir, daß er so gotteslästerliche Predigten gehört habe, daß er sich dem nicht öfter aussetzen wolle. Zu Ostern habe einmal ein Geistlicher erklärt, der Herr Jesus sei durch den Blutverlust am Kreuze ohnmächtig geworden und sei dann im kühlen Grabe wieder erwacht. Dergleichen Unsinn wollte er mehrfach vernommen haben. Dagegen rühmte er sein altes Predigtbuch, das enthalte reine Lehre. Er habe zwar seine Kinder taufen und confirmiren lassen, auch sei seine Tochter getraut, — damals gab es noch keinen Civilact, — er habe das aber nur gethan, um weder von Seiten der Kirche noch von Seiten der Polizei belästigt zu werden. Er konnte viele Lieder aus dem Gesangbuche auswendig und seine Kinder waren in der biblischen Geschichte sehr wohl bewandert. Ich war sehr

begierig, das Predigtbuch kennen zu lernen; er war sehr bereit es mir zu borgen, weil er öfters zwei bis drei Wochen auf den benachbarten Dörfern, um den Bauern die Strohdächer zu repariren, abwesend war. Die Predigten waren von dem alten Spangenberg und ich habe Manches daraus gelernt. Außerdem benutzte ich sehr gern Scrivers Seelenschatz. Später noch die Abhandlungen des Professor Steinmeyer über die Wunder, Leiden u. s. w. des Herrn Jesu. Zuletzt wurde mir von der Buchhandlung ein kleines Buch geschickt von dem Oberprediger Lic. Breest über Johannes den Täufer, das ganz in Steinmeyer's Weise gearbeitet ist, aus dem ich manche Anregung empfangen habe, denn Johannes der Täufer ist doch in vieler Hinsicht ein rechtes Vorbild eines evangelischen Geistlichen, dem Herrn durch gründliche Predigt zur Buße den Weg zu bereiten. Die zahlreichen neueren Predigten, die ich kennen lernte, gaben mir weniger Nahrung und ich kann den lieben Amtsbrüdern den Rath geben, in den älteren Schriften recht fleißig zu forschen und sich durch Luther und auch durch Augustin belehren zu lassen, wie man die Erlösungsbedürftigkeit in der Gemeinde erwecken kann. Es kommt immer darauf an, nicht allein den wahren Glauben in lebendiger Weise zu verkündigen, sondern auch darauf zu dringen, daß die Verleugung der Welt in gesunder pietistischer Weise zur Geltung komme.

Die Amtsniederlegung.

Die Jahre eilen dahin, und so war denn auch für mich das achtzigste Lebensjahr gekommen. Schon das fünfzigste Amtsjahr hatte mich ernstlich aufgefordert, zu überlegen, ob ich nicht das Amt niederlegen solle. Der liebe Gott hatte mir eine feste und kräftige Gesundheit verliehen, Augen, Ohren und Stimme versagten bis dahin ihre Dienste nicht; ein Ausspruch von Claus Harms, der sehr nachdrücklich warnt, daß ein Geistlicher nicht zu lange, bis der letzte Tropfen der Kraft verzehrt sei, im Amte bleiben dürfe zum Nachtheil der Gemeinde, nöthigte mich immer aufs Neue, die Frage zu erwägen, ob nicht Zeit und Stunde gekommen sei, Feierabend zu machen. Wie das Kind körperlich und geistig wächst und zunimmt, ohne es selbst zu bemerken, so nehmen auch im Alter die Kräfte unbemerkbar ab, und der Mensch ist in Gefahr, sich sehr leicht selbst zu täuschen. Ein bestimmtes körperliches Leiden nöthigte mich nicht dazu. Auch fehlte mir nicht die Nachsicht und Geduld der Gemeinde und der Vorgesetzten, unter deren Augen ich arbeitete. Aeußerungen, die mich veranlassen sollten, mich zur Ruhe zu begeben, hatte ich von keiner Seite vernommen. Der

Präsident des Consistoriums hatte von jeher über mich sehr nachsichtig geurtheilt; die Amtsbrüder in der Provinz, mit denen ich als Generalsuperintendent verkehrte, bewiesen mir viel Liebe und Vertrauen und von Seiten der Matthäus-Gemeinde war mir keine Andeutung oder Zeichen entgegengetreten, wie man erwarte, daß ich endlich gehen solle. Der Kirchenbesuch, der immer sehr stark war, hatte eigentlich nicht abgenommen, und ebensowenig die Zahl der Communikanten. Mit mehreren Familien in der Gemeinde hatte sich ein Verhältniß des Vertrauens und der Liebe entwickelt, und es war mir ein schwerer Gedanke, aus diesem Verhältniß zu scheiden. Ich konnte mir auch kaum vorstellen, wie es mir möglich werden würde, die Kirche zu verlassen, die für mich so reich in ihrer ganzen Geschichte geworden war, und aus dem Pfarrhause zu gehen, dessen Bau ich mit Sehnsucht begleitet, und in dem ich viele schwere und schöne Stunden verlebt habe. Den Garten am Hause hatte ich selbst angelegt, und er war in meinen Augen sehr schön; es standen in demselben auch drei Bäume, die ich aus der Uckermark hatte kommen lassen, die in dem berliner Boden recht gut gewachsen sind und schöne Früchte tragen. Besonders schwer wurde es mir auch von den Gräbern auf dem Kirchhof zu scheiden, der nach vielen Bemühungen und großen Kosten erst im neunten Jahre des Bestehens der Kirche konnte in Besitz genommen werden. Die Lindenbäume und Kastanien, die der edle Graf in der Wilhelmstraße auf meine Bitte geschenkt hatte, sind vor-

trefflich gewachsen, und so viel ich weiß, ist kein einziger ausgegangen. Es liegen auf demselben auch mehrere Männer, deren Namen in der Geschichte unseres Vaterlandes eingeschrieben sind, wie z. B. der Professor Stahl, Minister von Westphalen, Minister von Raumer und andere; auch wurden schöne Erbbegräbnisse errichtet, so daß der Kirchhof zu den schönsten der Stadt gehört; auch wurde es sehr sorgfältig vermieden, unschickliche Inschriften auf die Kreuze zu setzen. Besonders erbaulich ist mir das Denkmal eines Bildhauers, auf dem ein müder Wanderer, als Pilger gekleidet, am Fuße eines Kreuzes niedersinkt. Das schöne große Kreuz, das auf der Mitte des Kirchhofs steht, ist ein Geschenk vom Professor Hengstenberg, und, wenn man an dem Kreuze stand und den Haupteingang mit seinen Augen verfolgte, sah man in ziemlicher Entfernung den Kirchthurm von St. Matthäus vor sich; jetzt aber sind die Lindenbäume so gewachsen, daß man den Thurm von da aus nicht mehr sehen kann. Sehr viel und oft bin ich mit den Leichenzügen bei dem Kreuze vorübergegangen, habe in dankbarer Verehrung an meinen theuern Freund gedacht und wünsche noch heute in der Nähe dieses Kreuzes begraben zu werden. Vom Kirchhofe aus sieht man gern hinüber in das Reich der Herrlichkeit, wo die Seligen mit der Krone geschmückt, vor dem Stuhle des Lammes wandeln und in den Hütten des Friedens wohnen. Wie schön wird es sein, wenn ich Manchen, den ich hier auf Erden geliebt und geehrt habe, dort wiedersehen werde in der Herrlich-

keit, wo keine Thränen mehr geweint und keine Klagen gehört werden.

Doch es kam die Stunde, daß ich scheiden und den letzten Gottesdienst halten mußte. Sehr dankbar bin ich, daß die Behörde zu meinem Nachfolger einen Mann gewählt, dem ich mit ganzem Vertrauen die Gemeinde übergeben konnte. Wie ich es einst als eine Erhörung meines Gebets ansehen durfte, daß das hervorragende Mitglied des Gemeinde-Kirchenraths von St. Matthäus zum Präsidenten des Consistoriums berufen wurde, so hat auch der Herr mein Gebet gnädig angesehen, daß ein Mann zu meinem Nachfolger gewählt ist, von dem ich hoffen darf, daß er fortfahren wird, auf demselben Grunde weiter zu bauen, auf welchem ich in meiner Schwachheit angefangen habe.

Der Herr wolle mir alle meine Sünden vergeben. Ich bitt', mein Gott, durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!

Der Herr fahre in Gnaden fort St. Matthäus zu segnen, daß der Glaube in Wandel und Leben sich kräftig erweise: Er wecke auf, die in Sicherheit schlafen, stärke die Schwachen und gebe, daß die, bei denen er sein gutes Werk angefangen hat, die Treue halten, damit sie einst die Krone des Lebens tragen mögen. Der Herr segne die Eltern, daß sie ihre Kinder erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, damit sie Freude an ihnen erleben. Der Herr wolle die Mühseligen und Beladenen erquicken und Alle, die in der Kirche sein Angesicht suchen,

lasse er erfahren, daß er Gebete erhört und daß seine wunderbaren Wege zum herrlichen Ziele führen, durch Kampf zum Siege. Der Herr erwecke die Liebe, daß Jeder für seine Hausgenossen und Nachbarn recht treu sei im Gebet und ihnen im geistlichen Wandel vorangehe in den Wegen des Heils und des Friedens, damit sie erkennen, daß das Wort Gottes eine Kraft ist, selig zu machen Alle, die daran glauben, und wenn sie auch im finstern Thale sitzen, doch wissen, daß der gute Hirt lebt und regiert.

Wenn ich auch nicht mehr für die St. Matthäusgemeinde arbeiten kann, so will ich doch gern fortfahren, Gott den Herrn zu bitten, daß er immer Mehrere erwecken möge, nach dem Frieden ihrer Seele und einem seligen Ende zu trachten, und denen, die angefangen haben, den guten Kampf zu kämpfen, Gnade zu verleihen, zu wachsen in der Heiligung und die Treue zu halten, der die Krone des Lebens verheißen ist. Sehr dankbar bin ich den Mitgliedern des Kirchenraths und den Vertretern der Gemeinde, die es mir möglich gemacht haben, in Frieden mit ihnen zu leben und zu arbeiten. Gott bewahre die Gemeinde vor Zank und Streit. Besonders bin ich dankbar dem Königlichen Patronatsvertreter, dem Herrn Präsidenten D. Hegel, der mit Weisheit die Versammlungen berathen hat und mit seinem Bekenntniß zu Gottes Wort und durch seine Liebe zur Gemeinde wesentlich zur Förderung des Reiches Gottes in der Provinz und in St. Matthäus beigetragen hat, und mir viel Liebe erwiesen hat. Der

Herr leite ihn in den Wegen des Friedens und gebe, daß auf der Kanzel der Matthäuskirche immer solche Männer stehen, die aus eigener Erfahrung rühmen können, daß der Herr aus armen Sündern kann Gotteskinder machen. Große Gaben und Talente thun es nicht, sondern die Erfahrungen in den Gnadenwegen Gottes. Meine Arbeiten in Berlin geben den Beweis, daß Gott auch hier geringe Gaben und Kräfte in seinem Dienste gebrauchen kann.

„Allein Gott in der Höh' sei Ehr
Und Dank für seine Gnade."

Nachtrag.

Im Jahre 1871 hat der gegenwärtige Consistorial-Präsident, Herr D. Hegel, der lange Jahre Vorsitzender des Gemeinde-Kirchenraths und Patronats-Vertreter war, eine kleine Schrift „die Geschichte der Gründung und die ersten 25 Jahre der St. Matthäus-Gemeinde" herausgegeben, erschienen bei Wiegandt und Grieben. Es wird darin erzählt, wie sie entstanden, sich entwickelt und was sie gethan hat. Bei dem starken Kirchenbesuche war die Kirche bald zu klein geworden und im Gemeinde-Kirchenrath war viel die Rede bald von Vergrößerung der Kirche, bald von der Theilung der Parochie und dem Bau einer zweiten Kirche. 1864 wurden 652 Kinder getauft, 223 Trauungen vollzogen, 359 Begräbnisse, 376 Kinder eingesegnet, 6618 Communikanten, obgleich die Gemeinde zu den kleineren in der Stadt gehört. Wie mögen die Zahlen erst in den riesig großen Gemeinden lauten?

Der Gemeinde-Kirchenrath war zu dem Entschlusse gedrängt, die Parochie zu theilen. Ich muß dabei eines

braven Mannes gedenken, der mit großer Liebe für die Befriedigung aller Bedürfnisse der Kirche sorgte, Herr Rentier Schäffer, der auch sehr bereit war, auf den Plan zum Bau der zweiten Kirche einzugehen, der bei Erwerbung des Kirchhofs seine Umsicht und Treue bewiesen hatte, sich auch bemühte, nach mühseligen Verhandlungen die Baustelle in der Bernburger Straße zu erwerben. Die Seelenzahl war bereits bis auf 25000 gewachsen und im Gemeinde-Kirchenrath war eine große Willigkeit, auf den Gedanken einzugehen. Die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam sollte die Grenze zwischen der alten und neuen Parochie bilden.

Aus der Kirchenkasse war bereits der Rest der Bauschulden von St. Matthäus getilgt; das Pfarrhaus mit 20750 Thlr. hergestellt; der Kirchhof mit 25400 Thlr. erworben. Nach längeren Verhandlungen wurde der Patronatsbeitrag zu der neuen Kirche zugesagt und die Theilung der Parochie genehmigt. Die nach dem Anschlage und zur Erwerbung der Baustelle erforderlichen 80000 Thlr. wurden aus der Kirchenkasse und durch reichliche Geschenke gedeckt. Die Behörden der Stadt gewährten 5000 Thlr., der Graf von Voß 4000 Thlr. und andere freiwillige Gaben betrugen 9070 Thlr.

Das Pfarramt der neuen Parochie wurde zunächst von dem Diakonus der Matthäuskirche verwaltet, die auch das Gehalt hergab. Durch den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens war der Gemeinde-Kirchenrath auch bereit, für die Einwohner zwischen dem Kanal und Schöneberg

zu sorgen, und er verpflichtete sich, zum Bau der Zwölf Apostelkirche die Kosten, die eigentlich die Gemeinde zu tragen hat, mit 35250 Thlr. zu übernehmen. Nach dem glorreichen Kriege gegen Frankreich und der gnädigen Bewahrung des Königs vor Mörderhand erwachte in den Herzen Vieler der Wunsch, in Erinnerung an die großen Thaten, die geschehen waren, auf dem Wedding eine Kirche zu bauen. Im Vertrauen, daß die Beiträge reichlich fließen würden, wurde der Bau unternommen, um ihn aber zu vollenden, entschloß sich der Gemeinde-Kirchenrath von St. Matthäus aus seiner Kirchenkasse 25000 Thlr. zu gewähren.

So hat die St. Matthäus-Gemeinde im Gehorsam gegen des Herrn Befehl: „Du sollst deinen Nächsten lieben" zunächst gesorgt für ihre Nachbarn: für St. Lucas und Zwölf Apostel, und ich nährte die Hoffnung, daß von diesen drei Kirchen der Bau von Kirchen in andern Theilen der Stadt sich werde bewirken lassen; bis jetzt aber ist dieser Wunsch nicht zur Ausführung gekommen, sondern man hat versucht, in anderer Weise die kirchlichen Bedürfnisse der übergroßen Gemeinden zu befriedigen: durch die innere Mission und durch zahlreiche Vereine. Die Liebe des Hofprediger Stöcker zu den Vielen, die kirchlich verwahrlost hier leben und um die sich kein Mensch bekümmert, brachte ihn auf den Gedanken der Stadtmission, und man muß die rastlose Thätigkeit des Mannes bewundern, mit der er arbeitet, und ebenso, wie er die bedeutenden Kosten zur Besoldung der Stadt-

missionare zu sammeln versteht; und wenn er auch andere Wege einschlägt, als ich gehen wollte, so muß ich doch seine hingebende Treue bewundern.

Wenn auf den Missionsfesten wiederholentlich gesagt wird, daß die Heiden im Gerichte Gottes die Christen einst verklagen werden, daß sie aus Geiz und Faulheit es unterlassen haben, ihnen Missionare zuzuschicken, die ihnen den Weg zum Frieden und zur Seligkeit verkündigen könnten, so haben sich doch hier in der Hauptstadt der evangelischen Kirche, mitten in der Christenheit Zustände entwickelt, daß hier tausend und abertausend Menschen leben, die von dem Ernst und der Liebe Gottes kaum berührt werden, denen das Wort Gottes nicht nahe gebracht wird, und die es nicht einmal hören können, wenn sie auch wollten, weil zu wenig Kirchen da sind. Wenn es schön und gut ist, daß die Missionsvereine treulich arbeiten, so sollte man doch nicht das Gebot des Herrn überhören: „Du sollst Deinen Nächsten lieben." Es ist unbegreiflich, daß die Behörden und die wirklich lebendigen Christen es dahin kommen lassen konnten, daß hier so viele getaufte Christen ungewarnt verloren gehen, und wie schwer und groß wird nicht die Verantwortung sein. Es kann ja kein Mensch seinen Nächsten bekehren, aber das ist doch die Pflicht des Christen, daß er sich um das Seelenheil seines Nächsten bekümmert und ihn seine Liebe erkennen läßt, und die christliche Obrigkeit hat gewiß die Pflicht, dafür zu sorgen, daß Gottesfurcht im Lande wachse. Aber Berlin ist, wie ein Alter gesagt

hat, „kirchlich verwahrlost". Es ist wahr, daß es seine großen Schwierigkeiten hat, die großen Gemeinden zu theilen und neue Parochien zu gründen; aber es muß geschehen, und wem der liebe Gott das Muß ins Herz und Gewissen schreibt, dessen Gebet und Arbeit wird nicht ungesegnet bleiben.

Wenn gegenwärtig über die Sonntagsfeier verhandelt wird, so reden Viele, als ob die Sonntagsfeier vom Menschen abhange; es ist aber Gottes bestimmter Befehl: „Du sollst den Feiertag heiligen", und es kann nicht die Frage sein, ob der Sonntag gefeiert werden solle; denn es ist der klare Befehl Gottes. So kann auch nicht hier die Frage sein, ob Kirchen gebaut werden können, sondern es müssen Kirchen gebaut werden, und Gott wolle Männer erwecken, denen das Muß Kraft und Muth giebt, nicht zu ruhen, bis eine Kirche nach der andern gebaut wird.

1) Es müssen 100 Kirchen gebaut werden, nicht monumental und prachtvoll, aber doch würdig und anständig.

2) Es müssen 100 Parochien gegründet werden und ausgestaltet.

3) Es müssen 100 Pastoren berufen werden, die fest und klar im Bekenntnisse der Kirche stehen und die in demüthiger Liebe bitten und ermahnen können an Christi Statt, daß Gottesfurcht und Friede in der Gemeinde lebe. Durch Anstellung mehrerer Geistlichen an einer Kirche wird dem Uebelstande nicht abgeholfen, sondern

„Ein Hirt und eine Heerde" — aber die Heerde muß übersehbar sein. Die Errichtung von Sälen und Kapellen können den Mangel an ordentlichen Kirchen nicht ersetzen und können wirkliche Gemeinden nicht bilden.

Ich bin alt geworden und habe nach meinen Kräften und Vermögen gearbeitet, ich kann nur noch fortfahren im Gebet, daß der Herr Männer erwecke, die vor Schwierigkeiten und eingebildeten Unmöglichkeiten nicht zurückschrecken, sondern denen der heilige Geist das Muß der Liebe ins Herz schreibt.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Büchsel, Carl,

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen

Bd.: 4

Berlin 1888